

schulpraxis 2/24

DIE NEUEN



Pädagogische Zeitschrift Bildung Bern

- 4 Lehrer und Grossrat**
Widerstand und Wir-Gefühl
- 8 Leiterin Schulsozialarbeit der Stadt Bern**
Kleinere Klassen
- 10 Kinder- und Jugendarzt**
Investitionen in die frühe Kindheit
- 14 Cyber-Sicherheits-Experte**
Staatlich gewollte Verdummung
- 18 Spezialistin für Familienrechtspsychologie**
Einsatz für Entpathologisierung
- 22 Fachperson Berufsschule**
Höhere Erwartungen von Lernenden
- 24 Dozent und Coach**
Zunahme von Perfektionismus
- 27 Zwei Lehrtrainer und Erwachsenenbildner**
Beziehung und Grenzen
- 30 Ich will – und zwar jetzt!**
Mangelnde emotionale Kompetenzen

Aussagen und Meinungen in dieser Schulpraxis müssen nicht der Haltung von Bildung Bern entsprechen. Es ist uns wichtig, verschiedene Perspektiven aufzuzeigen und unterschiedliche Inputs für eine Diskussion zu geben. Ziel ist immer, gemeinsam tragfähige Lösungen für aktuelle Herausforderungen zu finden.

29. Oktober 2024
114. Jahrgang
Eine Beilage der *Berner Schule*
Für Mitglieder Bildung Bern im
Jahresbeitrag inbegriffen

Herausgeber

Bildung Bern
Monbijoustrasse 36
3011 Bern
Tel. 031 326 47 47
[www.bildungbern.ch/engagement/
bildungspolitik](http://www.bildungbern.ch/engagement/bildungspolitik)

Redaktion

Franziska Schwab
franziska.schwab@bildungbern.ch

Layout, Grafik und Illustrationen

Barbara Bissig
barbara.bissig@bildungbern.ch

Korrektorat

Katharina Held und Laura Leupold
www.kommapunkt-korrektorat.com

Druck und Anzeigenmarketing

Stämpfli AG, Bern

Schulpraxis abonnieren



**Liebe Leserin
Lieber Leser**

Wir müssen reden

Lehrpersonen sagen, Schüler:innen seien zunehmend verhaltensauffällig, konzentrationsunfähig, verfügten weder über Frustrationstoleranz noch über Durchhaltewillen. Das Unterrichten werde zunehmend unmöglich.

Das ist natürlich dunkelschwarzgemalt. Und früher war überhaupt nicht alles besser.

Aber: Die NEUEN – Schüler:innen, Lernende, Studierende – fordern uns. Aus unterschiedlichen Gründen und in verschiedener Art und Weise. Klare Tendenzen sind sichtbar.

In dieser *Schulpraxis* spüren wir den Entwicklungen nach und fragen nach den Gründen. Wie immer bilden wir verschiedene Blickwinkel ab.

Das Heft ist keine Abendlektüre und schwer verdaulich. Es enthält eher mehr Probleme als Lösungen. Aber zum Diskutieren eignen sich die Beiträge gut. Auch könnte man sich über Verschiedenes empören. Dies würde uns alle allerdings nicht weiterbringen.

Fakt ist: Erziehung und Digitalität haben einen Einfluss auf die Entwicklung unserer Kinder. Nicht nur einen positiven.

Wir finden, wir müssen reden.

Franziska Schwab

Heute fehlt der Widerstand

Manuel C. Widmer, Lehrer und Grossrat, ist überzeugt, dass wir vom Individualismus wegkommen und wieder ein Wir-Gefühl entwickeln müssen. Das funktioniert nicht ohne «Zwang».

Mänu, beschreib bitte deine Schüler:innen.

Sie sind hilfloser als früher. Heute sagt man «lost». Wir merken in der Mittelstufe, dass der Anspruch auf Selbstständigkeit immer mehr Schüler:innen überfordert. Es beginnt bei kleinen Dingen: Das Kommunikationsheft jeden Tag heim- und wieder zurück in die Schule zu bringen, ist für viele eine Überforderung. Das Material am Morgen aus dem Thek zu nehmen, ins oder aufs Pult zu legen respektive das richtige Material für die erste Lektion bereitzuhalten, überfordert ebenfalls viele. Wenn ich morgens vor meine Klasse stehe, erwarte ich eigentlich, dass die Schüler:innen sich setzen und ruhig sind. Heute kann es fünf Minuten dauern, bis sie meine Erwartungshaltung «Ich würde gerne beginnen» wahrnehmen. Wenn ich dann darauf hinweise, ist das Staunen gross.

Wie steht es um die Konzentrationsfähigkeit?

Ich stelle fest, dass die Merkfähigkeits-Spannzeit abnimmt. Ich sage zum Beispiel einen Test an, und auf den Test hin wird gelernt. Wenn ich diesen nur wenig verschiebe, ist von dem, was wir drei Wochen intensiv miteinander elaboriert haben, fast alles vergessen. Ausgenommen sind einzelne Schüler:innen, die etwas hören und es dann können. Ein immer grösser werdender Teil der Schüler:innen nimmt aber kaum aktiv etwas mit. Unterricht passiert mit ihnen, er ist für sie mehr eine Unterhaltungs- als eine Bildungsveranstaltung. Der Anspruch, den Inhalt eines Texts, den wir gelesen haben, am nächsten Tag noch zu wissen, wird nicht eingelöst. Früher las man das «Kleine Gespenst» mit Drittklässler:innen. Heute verstehen es viele Sechstklässler:innen nicht mehr. Ein Beispiel: An einem Mittwoch machte ich einen Wörtestest. Die Wörter hatten wir am Montag vorher gelesen und

darüber gesprochen, was sie bedeuten, sie unterstrichen. Etwa: Ein Gässchen ist eine kleine Gasse. Zum Teil unterstützt mit Bildern aus dem Netz. Im Test haben sechs Schüler:innen angekreuzt, ein Gässchen sei ein Kindertanz in Eulenberg. Im ganzen Buch findet kein Tanz statt. Man hätte auch über logisches Ausschlussverfahren – falls man den Inhalt mitgekriegt hätte – draufkommen können. Solches hinterlässt mich etwas hilflos. Die Schüler:innen wussten ungefähr, welche Wörter ich abfragen würde.

Verhaltensauffälligkeiten nehmen gemäss vielen Rückmeldungen zu. Stimmt du zu?

Ich würde es eher einen Mangel an Umgangsformen nennen. Respekt setzt voraus, dass das Gegenüber gelernt hat, wie man sich anderen Menschen gegenüber verhält. Ich erwarte zum Beispiel, dass wir uns am Morgen grüssen. Wenn ich mittags über den Pausenplatz gehe, grüssen Eltern, die auf ihre Kinder warten, nicht. Zum Teil auch, obwohl ich sie gegrüsst habe. Wie kann ich von Kindern erwarten, dass sie mir gegenüber respektvoll sind, wenn das Modell daheim fehlt, dass man erwachsene Personen grüsst? Ich werfe den Kindern nicht mangelnden Respekt vor, sondern mangelnde Vorbilder gesellschaftlicher Abkommen. Die Kinder können nichts dafür.

Worauf führst du diese Veränderungen zurück?

Grund Nummer 1 ist ganz klar das Handy und die sozialen Medien. Die Bildschirmzeiten der Kinder sind enorm. Und es ist normal. Für Kinder und Eltern. Und es ist normal, dass Eltern keine Ahnung haben, was Kinder auf den Geräten machen, weil sie keine Kenntnis davon haben, was möglich ist. Social-Media-Plattformen sind

eigentlich erst ab 13 Jahren legal. Meine Schüler:innen sind noch keine 13. Aber sie haben alles auf ihren Handys: Fortnite, WhatsApp, Brawl Stars... Es passiert einfach, in Unkenntnis der Eltern. Das ist kein Vorwurf, sondern eher ein Warnhinweis. Früher lasen Kinder unerlaubterweise unter der Bettdecke. Heute konsumieren sie de facto eine Droge, weil die Algorithmen der Apps darauf ausgelegt sind, möglichst lange Bildschirmpräsenz zu erzeugen. Ich stelle mir vor: Ein Kind hat pro Tag ein gewisses Mass an Aufmerksamkeit zur Verfügung. Diese kann es auf verschiedene Bereiche verteilen, auf die Kolleg:innen, auf die Schule, den Fussballclub. Irgendwann ist dieser Aufmerksamkeitsbehälter leer. Ich behaupte, ein Grossteil der täglichen Aufmerksamkeit wird heute vom Handy abgesaugt. Das spüren wir in der Schule brutal. Wir können es weder kontrollieren noch kompensieren. Weg ist weg. All dies ist letztendlich auch auf den Kon-

Ich behaupte, ein Grossteil der täglichen Aufmerksamkeit wird heute vom Handy abgesaugt.

sum vieler Eltern zurückzuführen. Wir hatten ein Kind mit Verdacht auf Konsum von nicht altersgerechten Games. Der Vater sagte am Elterngespräch: «Nein, nein, mein Sohn sitzt nur auf meinem Schoss und schaut mir beim Gamen zu.» Noch Fragen?

Du hast erwähnt, dass übertriebener Individualismus auch verantwortlich für die Veränderungen sei.

Genau. Das ist eine andere Schiene. Wir dirigieren heute als Lehrpersonen häufig eine ganze Gruppe von kleinen Prinzen und Prinzessinnen. Diese Prinzess:innen



haben die Erfahrung gemacht, dass sie an allen Ecken und Enden individuell gefördert werden. Dass man ihnen für jede Ausnahme und jedes Problem jemanden zur Seite stellt, der ihnen zeigt, wie speziell sie sind und dass man an den Spezialitäten arbeiten muss – und man tut es dann auch. Aus der ganzen Individualisierungswelle, die über sie schwappt, resultiert, dass sie den Klassenverband nicht mehr als Gemeinschaft erleben. Ein Wir-Gefühl zu erzeugen, ist heute ein enormer Kraftakt. Die Eltern laufen super mit auf dem Individualisierungstripp. Kinder werden

beschützt, umgarnt, umrahmt mit Goldrahmen. Kein Kind darf mehr ohne Helm auf dem Spielplatz spielen, weil etwas geschehen könnte. Kinder werden immer öfter auf dem Pausenhof von den Eltern mit Gipfeli gefüttert. 3.- oder 4.-Klässler:innen dürfen den Schulweg nicht alleine bewältigen. Die Kinder empfinden das nicht als Einschränkung, sondern als Lobpreisung ihrer Individualität. Und: Wenn wir ihnen in der Schule nicht persönlich «chüderlen», kommt auch nicht viel zurück, weil sie das jetzt gar nicht mehr verstehen.

Es ploppen immer neue Ideen und Modelle auf, mit Vorschlägen, wie die Schule auf diese Entwicklung reagieren könnte. Es sind auch gute Geschäftsmodelle. Was hältst du davon?

Ich glaube, wir kommen nicht darum herum, von der Individualisierung wieder ein Stück wegzukommen, zugunsten eines Wir-Gefühls, damit Kinder sich wieder als Klasse, als Gruppe verstehen, um zusammenarbeiten zu können. Gruppenarbeiten

laufen heute häufig so, dass man Gruppen bildet, danach sitzen die Schüler:innen zu dritt an ein Pult und jede:r arbeitet für sich. Kein Vorwurf an die Kinder. Sie lernen es nicht mehr anders.

Wie kommen wir vom Zuviel an Individualismus weg?

Wir müssen ganz, ganz unten beginnen. Vor dem Kindergarten. Im Frühbereich. Und wir müssen etwas tun, das man nicht gerne hört. Nämlich: Dort, wo wir merken, dass die Defizite aufploppen, handeln und sagen, über welche Skills Kinder für den Eintritt in den Kindergarten verfügen müssen – und sie ausbilden. Das heisst, wir müssen Standards definieren. Das können einfache Standards sein. Zum Beispiel: Wir erwarten von einem Kind, dass es grüssen, danken, Bitte sagen kann, dass es einen Purzelbaum machen kann, dass es Grundkenntnisse einer Sprache hat, die ermöglichen, dass es sich mit anderen austauschen kann. Und: Wir erwarten, dass es einen Grundknigge an Verhaltensweisen mitbringt. Kinder erhalten heute, was sie wollen. Sofortige Bedürfnisbefriedigung wird von vielen Eltern mit Liebe gleichgesetzt, was grundfalsch ist. Denn, wenn du dein Kind liebst, forderst du es heraus, erzeugst du Widerstand, an dem es sich reiben und wachsen kann. Heute fehlt die Wider-

Sofortige Bedürfnisbefriedigung wird von vielen Eltern mit Liebe gleichgesetzt, was grundfalsch ist.

standserzeugung. Wir müssen dann als «böse» Institution Schule Widerstand bieten, an dem Kinder sich reiben und wachsen können.

Dies müssen wir möglichst früh klarmachen. Wir können nicht den Lehrpersonen im Kindergarten den Auftrag geben, die Grundskills mit den Kindern zu üben. Das wäre eine Überforderung, weil sie diese 1:1 mit einer Mehrheit der Kinder üben müssten.

Also gibt man die Verantwortung an die Eltern zurück?

Nein, wir brauchen mehr frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung. Es gibt bereits Initiativen, die funktionieren und Erfolge erzielen. In der Stadt Bern z. B. Primano. Nachteil: Primano ist freiwillig. Diejenigen, die es am nötigsten hätten, erreichen wir nicht.

Früher oder später kommen wir daher nicht um Zwangselemente herum. Wir müssen schauen, wo die Kinder stehen, bevor sie den Kindergarten besuchen, und dann Defizite verpflichtend aufarbeiten.

Angenommen, du würdest vom Kanton als Minister zur Rettung der Schule angestellt. Was würdest du tun? Ressourcen spielen keine Rolle.

Wegrennen (lacht). Ich würde schauen, welche Konzepte von nicht ganz freiwilliger Frühförderung es bereits gibt, mit denen man arbeiten könnte. Ein verpflichtendes Moment wäre nötig. Wir haben immer Angst vor Verpflichtung, weil sie scheinbar einschränkt. Aber noch einmal: Der Mensch entwickelt sich nicht, wenn wir nur sagen: «Ja, es ist halt seine Eigenheit, wir müssen sie akzeptieren.» Wir müssen schauen, welchen Konsens an Grundfähigkeiten wir finden, die alle Kinder mitbringen müssten und wie wir dorthin kommen. Folgende Frage müssten wir beantworten: «Welche Form von Druck können wir erzeugen, damit wir den Kindern die Chance geben, die Veranstaltung Schule als positiv zu erleben, und sie am Schluss mit einem guten Rucksack fürs Leben rauskommen?»

Die Bewältigung vieler Herausforderungen delegiert die Gesellschaft an die Schule...

Ja, was sie nicht auf die Reihe bringt, soll die Schule machen. Klar, wir machen das gerne. Im Gegenzug möchte ich als Profi gesehen und verstanden werden. Das ist



Manuel C. Widmer ist Lehrer, Grossrat Grüne / GFL, Präsident der Region Bern Stadt, Mitglied der gewerkschaftlichen Kommission von Bildung Bern, DJ, leidenschaftlicher Koch, YB- und FC-Breitenrain-Fan und zu oft am Handy.

wieder so eine Diskrepanz: Man erwartet wahnsinnig viel von uns. Die Eltern sehen mich zwar als Lehrer, aber nicht als Profi für das, was ich tue. Das spürt man nirgends besser als während der Übertrittsgespräche. Ich wünsche mir, dass das Professionalitätsverständnis, das man einem Pilot entgegenbringt, auch für Lehrpersonen gilt. Wir geben uns, wenn wir fliegen, in die Hände der Pilotin. Ich würde gerne erfahren, dass man Kinder in unsere Hände gibt, mit dem Verständnis, dass es Profihände sind. Wir Fachpersonen der Bildung kümmern uns bestmöglich um das Kind. Das bedeutet, die Eltern müssten auch ein wenig loslassen und nicht mit Helikopter oder U-Boot dauernd um die Schule kreisen und eingreifen, wenn etwas grad nicht passt. Fixfertige Lösungen habe ich nicht. Es gibt aber mögliche Wege, die man gemeinsam beschreiten könnte, um funktionierende Lösungen zu entwickeln. Ohne Zwang geht es nicht.

Apropos Zwang: Du kannst dir vorstellen, die Handys aus der Schule zu verbannen?

Wenn wir davon ausgehen, dass viele Defizite im Zusammenhang mit dem unkontrollierten Konsum von nicht altersgerechtem Digitalem entstehen und man ihnen entgegenwirken will, müssen wir uns

überlegen, wie wir damit umgehen, dass die Kinder schon ganz früh mit Digitalität konfrontiert sind.

Wir müssten Lösungen suchen, wie wir die Digitalität in gesunde Bahnen kanalisieren könnten. Wohlverstanden: Ich bin überhaupt nicht der Typ, der die Digitalisierung ablehnt. Im Gegenteil. Aber ich möchte gerne Regeln aufstellen, die den Kindern wieder eine Chance geben, damit nicht das Handy auf sie aufpasst und ihr dauernder Begleiter ist, sondern damit jemand da ist, der Konsum und Produktivität auf den Geräten steuert und sagt, wohin man damit gehen will.

Ich bin der festen Überzeugung, dass es hilfreich wäre, zu sagen: Die Geräte haben in der Schule – ausser sie werden im Unterricht gebraucht und die Lehrpersonen setzen sie pädagogisch sinnvoll ein – nichts zu suchen. Kinder müssen lernen, auszuhalten, ohne diese Sauger und Spreader auszukommen. Man kann es mit einer Form von kaltem Entzug vergleichen, den die Schule begleitet und sagt: Bei uns findet das nicht statt. Schüler:innen können unter Anleitung das iPad brauchen, sie lernen in Medien und Informatik, wie sie mit der Informationsflut umgehen können, aber das Handy bleibt daheim und nicht ausgeschaltet in der Hosentasche.

Franziska Schwab

Wir verwalten die Kinder zu sehr

Sandra Geissler, Leiterin Schulsozialarbeit der Stadt Bern, plädiert für mehr Beziehung. Konkret: für kleinere Klassen mit maximal 14 Schüler:innen.

Geben Sie uns bitte ein Beispiel einer (Erfolgs-)Geschichte aus Ihrer Praxis in der Schulsozialarbeit.

Ich denke an einen muslimischen Jungen, der merkte, dass er auf Jungen steht. Seine Eltern waren eher konservativ. Er kam zu mir und setzte sich mit dem Thema auseinander. Er fragte sich und diskutierte mit mir: Was heisst das für mich? Wie kann ich damit umgehen, wie mit der Familie kommunizieren? Er hat für sich einen Weg gefunden, damit umzugehen. Im geschützten Raum – ohne Bewertung, ohne Strafe – war das möglich. Schulsozialarbeiter:innen unterstehen der Schweigepflicht. Wenn keine Gefährdung vorliegt, bleiben die Geschichten bei uns. Eine andere Situation: Ein Vater kommt in die Schweiz, heiratet eine Schweizerin, zieht nach ein paar Jahren seinen Sohn nach. Der Vater hat hohe Ansprüche und wird manchmal aggressiv, schlägt den Jungen. Der Junge hat Angst, kann aber nicht mit dem Vater darüber sprechen. Wir fanden eine gute Lösung mit Einbezug der Stiefmutter. Das Thema wurde in der Familie besprochen, die Situation konnte sich verändern.

Auf die Frage, wie eine Schulsozialarbeiterin sein sollte, antwortet ein Kind in einem Video über Schulsozialarbeit: «Man sollte sie kennen, aber nicht zu gut.» Was steckt hinter dieser Aussage?

Kinder sagen uns, dass es gut ist, dass die Schulsozialarbeiter:in nicht in der Klasse ist. Vielmehr wünschen sie sich, dass sie jederzeit in das Büro der Schulsozialarbeit gehen können, wenn sie Sorgen haben. Eine hohe Präsenz vor Ort ist also wichtig, aber nicht eine Teilnahme am Schulalltag der Kinder. Denn Schüler:innen erzählen zum Teil intime Erlebnisse. Diese wollen sie nicht immer präsent haben. Kinder gehen anders mit schwierigen Situationen um als Erwachsene. Der normale Alltag ist für sie sehr wichtig.

Sie sollen auch entscheiden können, was sie sagen wollen. Wenn eine Schulsozialarbeiter:in schon alles über ein Kind weiss, kann es nicht steuern. Schulsozialarbeit soll nicht mehr vom Gleichen sein, sie ist nicht ein Teil der Schule. Die Lehrperson ist die zentral wichtige Ansprechperson, viel wichtiger als die Schulsozialarbeiter:in in Bezug auf die Beziehungsgestaltung. Schulsozialarbeit unterstützt Kinder in ihren Lebenswelten, damit sie gute Beziehungen gestalten können. Kinder sollen auch selber entscheiden können, was sie ändern wollen. Das ermöglicht im besten Fall Selbstwirksamkeit.

Was hat sich in Ihrer Arbeit von Anfang an bis heute vor allem verändert?

Vergleiche sind schwierig. Der einzige Vergleichspunkt schweizweit ist der Versorgungsgrad. Man kann sagen, die Gemeinde x hat 1000 Kinder und für sie stehen 80 Stellenprozente zur Verfügung. In der Gemeinde y hat man dafür 200 Stellenprozente. Der Versorgungsgrad sollte übrigens für 600 Kinder bei mindestens 100 Stellenprozenten liegen. Damit man ein Angebot schaffen kann, das Kinder genügend niederschwellig nutzen können.

Wir hören oft von Lehrpersonen, dass die Kinder sich verändert haben.

Ja, sie kommen ja jünger in die Schule. Das bedeutet eine riesige Veränderung. Der Gebrauch von digitalen Tools, Handys, neuen Medien hat selbstverständlich auch einen Einfluss. Man weiss, dass der Gebrauch von neuen Medien in jungen Jahren für die Entwicklung nicht förderlich ist. Die schnelle Befriedigung von Bedürfnissen, die Belohnung bei Spielen... das ist aus unserer Perspektive schon sehr besorgniserregend. Dass Kinder weniger Möglichkeiten haben, auch mal mit Frus-

tration umzugehen, aus unterschiedlichen Gründen, stellen wir auch fest. Und: Die Kinder werden ziemlich verwaltet.

Verwaltet?

Ja. Der ganze Wechsel von Tagesbetreuung in die Schule, zum Mittagstisch, wieder in die Schule und wieder in eine neue Gruppe am Abend ist herausfordernd. Vom Morgen bis am Abend in so vielen Settings zu sein, in denen es meist laut, hektisch zu und her geht, ist anstrengend. Man mutet ihnen recht viel Stress zu. Die Frage ist: Wie schaffen wir sichere Ruhemomente?

Wie?

Kinder brauchen Beziehung und Stabilität. Je jünger sie sind, desto mehr. Klar können wir sagen, die Strukturen sind so, alle sollen arbeiten können. Das stimmt, aber die Kinder brauchen trotzdem immer noch viel Beziehungsstabilität. Teilweise können Kinder heute nicht mehr kindgerecht leben. Psychische Erkrankungen nehmen zu. Ja, logisch, was denkt man denn? Sie sind wahrscheinlich stressbedingt. Jugendliche sehen den Sinn nicht mehr, entziehen sich, werden gleichgültig. Sie wollen nicht mehr lernen und sind nicht schockiert, wenn sie eine schlechte Note erhalten. Das ist eine Form von Widerstand.

Ich plädiere für Beziehung. Lehrpersonen müssten mit kleineren Gruppen arbeiten können.

Was also tun?

Ich plädiere für Beziehung. Lehrpersonen müssten mit kleinen Gruppen arbeiten können. Die Schulen geben sich so Mühe, engagieren sich so stark. Lehrpersonen geben enorm viel Lebenszeit in ihren Beruf rein. Und es funktioniert trotzdem nicht.



Sandra Geissler ist Leiterin der Schulsozialarbeit der Stadt Bern und Präsidentin des Vereins BeSSA, welcher sich für die wirkungs- und zielorientierte Förderung der Schulsozialarbeit im Kanton Bern einsetzt.

Informationen zur Schulsozialarbeit im Kanton Bern:

<https://www.bkd.be.ch/de/start/themen/bildung-im-kanton-bern/kindergarten-und-volksschule/schulergaenzende-angebote/schulsozialarbeit.html>

Die Schulen sind am Anschlag. Burnouts, neue Reformen, immer mehr Fachleute... Es scheint immer mehr vom Gleichen zu sein, und es funktioniert nicht. Hätte ich einen Zauberstab, würde ich sagen: Wir machen kleinere Klassen. Zwei Klassenlehrpersonen auf 14 Kinder. Ruhe reinbringen. Und: Aufhören mit zig verschiedenen Leuten, die ins System kommen. Mehr Beziehung, eben. Wir müssten den primären Erziehungs- und Bildungsauftrag der Schule wieder ernst nehmen. Ja, es gibt unterschiedliche Kinder. Eine Klasse mit 14 Kindern ist aber führbar. Schwierigkeiten, die heute vermehrt auftreten, sind zu managen, in kleineren Gruppen. Wenn all das Geld, das man für externe Angebote ausgibt, die viel kosten und nur schwer zu koordinieren sind, in kleinräumigere Schulen eingesetzt würde, wäre vielen geholfen.

Würden Sie sagen, unsere Gesellschaft leidet unter einer allgemeinen Beziehungsarmut?

Wir waren in Georgien. Die Leute sind dort wirklich arm. Die Kinder rennen durch die Dörfer, in Gruppen. Vielleicht ist eine Kuh dabei. Vielleicht jagen sie Schweine. Sie sind neugierig, scheu, interessiert. Der Lebensrhythmus scheint beschaulicher. Der Kontakt ist analog. Ich glaube, das fehlt uns teilweise. Es ist absurd, wie viele kleine Dinge ich mit dem Computer erledige. Er diktiert den Takt. Am Schluss bin ich erschöpft, habe aber das Gefühl, nichts gemacht zu haben.

Früher bestand mein Team bei der Schulsozialarbeit der Stadt Bern aus 15 Leuten. Bis 18 blieb es recht familiär. Heute besteht es aus 36 Leuten. Ab 24 merkt man ehrlicherweise manchmal gar nicht mehr, wer fehlt. Man hat Menschen in zu gros-

sen Gruppen nicht mehr auf dem Radar. Dass man dies nicht berücksichtigt, finde ich absurd.

Es ist doch klar, dass wir keine Lehrpersonen mehr finden. Wer will diesen Stress auf sich nehmen? Mit 14 Kindern könnte man wieder Beziehung leben.

Das System wird ständig aufgeblasen und muss sich selber füttern, hat mal jemand gesagt...

Genau. Die Frage ist: Braucht es das? Die Antwort: wahrscheinlich nicht. Es wäre sinnvoller, das Geld, das wir rund um die Bildung ausgeben, in kleinere Klassen zu investieren. Man könnte das in Pilotschulen mal ausprobieren.

Was fordert die Schulsozialarbeit zurzeit am stärksten heraus?

Die Instabilität. Je stabiler die Schule ist, desto besser kann die Schulsozialarbeit wirken. Wo es viele Wechsel gibt, gerade auch bei den Schulleitungen, wird der Druck enorm hoch und Anpassungsdruck entsteht. Bei Stress werden die Handlungsmöglichkeiten von Menschen oft geringer.

Die Forderung der Schule lautet immer mehr: Eure Arbeit muss uns dienen. Beratung, die ja Zeit braucht, will man nicht, sondern man will das Kind reparieren. Ich verstehe die Schulen. Ich sehe die Not. Aber so funktioniert es nicht. Wir sind ein freiwilliges Angebot.

Wir haben ein sehr gutes Projekt zum Kinderschutz im Kanton. Nur wird es kaum mehr umgesetzt. Abläufe bei so vielen Wechseln in Kollegien einzuführen, ist unglaublich schwierig. Es gibt zu viele Angebote. Die einen finden das besser, die anderen dies. Und: Die Schulsozialarbeit wird heute teilweise noch immer eher

spät miteinbezogen, wenn das Wasser bereits bis zum Hals steht und etwas passieren muss.

Im Video sagt ein Junge, Schüler:innen sollten nicht von einer Lehrperson zur Schulsozialarbeiter:in geschickt werden. Hat er recht?

Ich finde ja. Wir dürfen ein Kind motivieren, sollen nicht mit der Schulsozialarbeit drohen. Man schadet der Schulsozialarbeit sonst enorm. Freiwilligkeit, Selbstwirksamkeit, das andere, das an diesem Ort möglich ist, sind wichtig. Wir müssen nicht das Gleiche machen wie die Lehrperson. Wir werden es nicht besser machen. Der andere Ansatz kann aber vielleicht etwas bewirken. Statt zu sagen «Du musst zur Schulsozialarbeit gehen», wäre zielführender: «Mir fällt auf, dass du dich verändert hast, möchtest du mal zu Frau xy gehen. Ich kann dich begleiten, du kannst es ja mal ausprobieren.» Unser absoluter Grundsatz ist Hilfe zur Selbsthilfe. Wir unterstützen, stärken Beziehungen, schauen, welche Optionen es gibt. Dafür brauchen wir einen gewissen Freiraum. Wenn wir Teil des Systems sein müssen, des Teams, ist es sehr schwierig, eine neutrale Position einzunehmen.

Angenommen, Ihnen würden drei Wünsche für die Sozialarbeit erfüllt. Welche wären es?

1. Die andere Fachlichkeit anerkennen.
2. Kooperation, nicht Delegation.
3. Der Kanton Bern sollte die Schulsozialarbeit mit 30% unterstützen, damit wirklich jedes Kind Zugang hat.

Wir müssen die Gesellschaft aus der Perspektive der Kinder denken

Der Kinder- und Jugendarzt Prof. Dr. med. Oskar Jenni hat das Buch «Kindheit – eine Beruhigung» herausgegeben. Im Interview spricht er über die Bedeutung der Kindheit. Er würde mehr Ressourcen in die frühe Kindheit investieren und sicherstellen, dass diese Phase mehr Gewicht erhält.

Lehrpersonen melden uns, dass heutzutage andere Kinder in die Schule kommen: frech, ohne Werte, unkonzentriert, verhaltensauffällig, lernunfähig... Was sagen Sie dazu?

Diese Rückmeldungen muss man in der Tat ernst nehmen und die Ursachen für diese Wahrnehmung analysieren. Ich lehne jedoch die Vorstellung ab, dass früher alles besser war. Diese Annahme ist eine völlige Verklärung der Vergangenheit. Früher wurden Kinder oft ausgegrenzt und vernachlässigt. Natürlich stehen wir heute vor anderen und besonderen Herausforderungen, aber der Mensch bleibt Mensch, und die Bedürfnisse bleiben dieselben. Was sich verändert hat, ist die Sicht auf die Kinder. Die Gesellschaft schaut heute genauer hin, sucht nach Erklärungen und möchte es besser machen. Studien zeigen, dass es auch vor 50 Jahren vielen Kindern und Jugendlichen nicht gut ging und sie im Verborgenen litten.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich anerkenne die aktuellen Belastungen der Lehrpersonen. Doch man darf die Schuld und Verantwortung nicht gänzlich auf die Eltern abwälzen, das wäre zu einfach. Kinder zu begleiten, ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe – also auch eine Aufgabe der Schule. Die Zunahme psychischer Erkrankungen zeigt, dass wir die Bedürfnisse der Kinder heutzutage ernst nehmen und entsprechende Ressourcen sowie Unterstützung bereitstellen sollten.

Sie schreiben in Ihrem Buch «Kindheit – eine Beruhigung», alle Kinder seien verschieden. Wir sollten Abweichungen von der Norm



nicht zu schnell pathologisieren. Wir tun es aber. Warum?

Wir befinden uns oft im sogenannten Ressourcen-Diagnose-Dilemma. Eine Diagnose bringt zwar Ressourcen, führt aber zugleich zu einer gewissen Pathologisierung. Ich plädiere daher sehr dafür, unabhängig von Diagnosen diejenigen Kinder zu fördern, die einen hohen Leidensdruck haben. Ein Kind sollte nicht erst eine Diagnose erhalten müssen, um Unterstützung zu bekommen.

Die Zahl der Diagnosen steigt auch deswegen, weil sich einerseits die Wahrnehmung geschärft und sich andererseits die Diagnose-Kategorien verändert haben. Ausserdem ist der Anstieg auch auf gestiegene Entwicklungsrisiken zurückzuführen: Es gibt heutzutage mehr Frühgeburten und mehr Kinder, die schwere Krankheiten überleben. Es gibt auch mehr

Immigration und damit mehr Kinder mit Traumata. Es gibt also viele verschiedene Gründe für den Anstieg von Entwicklungs- und Verhaltensauffälligkeiten.

Gehören die digitalen Medien auch dazu?

Sie sind nicht die Ursache, sondern ein Symptom. Kinder mit Konzentrationsdefiziten sind beispielsweise eher gefährdet, übermässig digitale Medien zu konsumieren. Diese Kinder riskieren damit, ihre bestehenden Schwächen, zum Beispiel in der Aufmerksamkeit, durch die digitalen Medien noch zu verstärken.

Verlässliche Beziehungen sind das A und O. Sind sie durch die digitalen Medien gefährdet?

Die Welt ist komplex. Wir können nicht einfach etwas verbieten, wie es verschie-

dene Experten fordern, und erwarten, dass zwischenmenschliche Beziehungen dadurch besser werden. Jede Entwicklung birgt Chancen und Risiken. Wenn das Leben eines Kindes hauptsächlich in der digitalen Welt stattfindet, dann ist das tatsächlich schädlich. Ausreichende Erfahrungen in der analogen Welt sind essenziell für eine gesunde Entwicklung. Natürlich tragen die Politik und der Gesetzgeber, die Technologieanbieter und auch die Eltern dafür eine Verantwortung. Aber auch die Kinder müssen altersgerecht in die Verantwortung im Umgang mit Medien geführt werden.

Jedem dritten Kind wird im Laufe seiner Entwicklung offenbar eine Fördermassnahme verschrieben. Was ist zu tun, damit dieses System nicht explodiert?

Es braucht vor allem Haltung. Wir müssen uns Fragen stellen wie: Welche Art von Gesellschaft streben wir an? Soll sie inklusiv sein? Welche Vorstellungen haben wir von unseren Kindern? Wie möchten wir als Gesellschaft die Kinder begleiten? Diese Fragen verdienen unser Nachdenken. In den vielen Schulen, die ich im Rahmen meiner Tätigkeit als Entwicklungspädiater besuche, sehe ich eine enorme Variabilität im Umgang mit den Kindern. Es gibt keine universelle Lösung. Das Ziel unseres Buches ist es nicht, Empfehlungen für die bestmögliche Schule oder Gesellschaft zu geben, sondern die verschiedenen Perspektiven sichtbar zu machen und eine gewisse Toleranz für Widersprüche und Herausforderungen zu wecken.

Lässt unsere Gesellschaft zu wenig Abweichung zu?

Die Minderheiten haben es heutzutage geschafft, ihre Stimmen lautstark zu erheben. Und die Gesellschaft hat Vielfalt zugelassen, was zweifellos eine Errungenschaft ist. Dennoch scheint das Pendel wieder zurückzuschwingen, und die gesellschaftliche Norm scheint enger geworden zu sein. Es ist aber wichtig zu wissen, dass Kinder besonders dann Entwicklungs- und Verhaltensstörungen entwickeln, wenn ihre individuellen Bedürfnisse und Eigenheiten nicht mit den Erwartungen und Vorstellungen ihrer Umwelt übereinstimmen.

Was macht Kinder glücklich?

Es ist entscheidend, die Kindheit als einen eigenständigen Zustand anzuerkennen, in dem die Kinder Erfahrungen sammeln, spielen und lernen können. Bezugspersonen sollten dabei verlässlich, vertraut, verfügbar, verständnisvoll und voller Liebe sein. Ziel muss sein, dass Kinder die Phase der Kindheit auch als Zustand erleben dürfen und diese Phase nicht möglichst schnell und effizient hinter sich bringen müssen. Wir sollten den Zustand der Kindheit als solchen akzeptieren, ohne dabei zu vergessen, dass die Kindheit auch eine Phase mit einem Ziel ist: Aus den Kindern sollen selbstständige Erwachsene werden, die einen Beitrag für die Gesellschaft leisten – und wir begleiten sie auf diesem Weg. Die beiden Pole – Anerkennung des Zustandes und Verfolgen von Zielen – müssen in Balance bleiben. Kurz gesagt: Kinder sollen Kind sein dürfen und brauchen zugleich Orientierung durch Erwachsene, damit sie sich gesund entwickeln und ihr Potenzial bestmöglich entfalten können.

Wie bringt man Eltern von der Haltung weg, dass erfolgreiche Kinder der Leistungsausweis ihrer Eltern sind?

Das hat sehr viel mit der eigenen Biografie zu tun. In der Beratung gibt es dazu verschiedene Ansatzpunkte. Wir müssen verstehen, welche Motive hinter einer Haltung von Eltern stecken. Es braucht auch Aufklärung über die kindliche Entwicklung und die Faktoren, die darauf einwirken. Als Entwicklungspädiater versuche ich, das Kind durch ein Entwicklungsprofil zu verstehen, damit die Erwartungen des Umfeldes besser angepasst werden können. Dadurch kann das Kind zu einem glücklichen, gesunden und selbstbewussten Individuum heranwachsen.



Prof. Dr. med. Oskar Jenni, Facharzt für Kinder- und Jugendmedizin, ist Leiter der Abteilung Entwicklungspädiatrie am Universitäts-Kinderspital Zürich und Professor für Entwicklungspädiatrie der Universität Zürich. Jenni ist Autor zahlreicher Publikationen und Bücher zur kindlichen Entwicklung, u. a. des Standardwerks «Die kindliche Entwicklung verstehen».

<https://link.springer.com/book/10.1007/978-3-662-62448-7>
Jenni ist Herausgeber des Buchs «Kindheit – eine Beruhigung», auf welchem dieses Interview basiert.
<https://www.keinundaber.ch/buecher/kindheit>

Was wünschen Sie sich als Kinderarzt von der Schule?

Ich wünsche mir einen entwicklungsorientierten Ansatz, der die Vielfalt der Kinder berücksichtigt. Die Schule ist ein komplexes gesellschaftliches Konstrukt, doch auf individueller Ebene kann vieles bewegt werden. Dafür benötigen Schulen ausreichend Freiräume. Kinder sollten viele Nischen und Entwicklungsmöglichkeiten haben. Lehrpersonen müssen das Gefühl haben, dass sie in der individuellen Arbeit mit den Kindern viel bewirken können. Ohnmacht angesichts der Herausforderungen, die heterogene Klassen mit sich bringen, darf keinen Platz haben. Deshalb ist es wichtig, Lehrpersonen zu stärken. Es gibt keinen universellen Schlüssel zum Erfolg; entscheidend sind umfangreiches Wissen über die kindliche Entwicklung und Kreativität.

Politisch sei die Kindheit im toten Winkel, schreiben Sie. Wie schaffen wir es, sie von dort rauszuholen?

Investitionen in die Kindheit zahlen sich erst langfristig aus, ähnlich wie in der Klimapolitik. Zudem kann die Kindheit nicht klar definiert werden. Die institutionelle Kurzsichtigkeit der Politik und die Hete-

rogenität der Kindheit führen dazu, dass Kinder in der Gesellschaft oft vergessen werden. Im Vergleich zu anderen Bereichen, wie beispielsweise dem Rentensystem, sind die Bildungsausgaben weniger stark gestiegen. Wir investieren also verhältnismässig viel weniger in Kinder als in ältere Menschen. Das muss sich ändern.

Angenommen, Sie würden zum Präsidenten des Departements Kindheit in der Schweiz gewählt. Was würden Sie sofort umsetzen?

Ich würde Ressourcen besonders in die frühe Kindheit investieren und sicherstellen, dass diese Phase mehr Gewicht erhält. Die Elternzeit sollte umgesetzt werden, damit Eltern im ersten Lebensjahr ihrer Kinder mehr Zeit für sie haben. Betreuung und Erziehung sollten stärker institutionalisiert werden, da Kinder nicht nur Privatsache sind. Investitionen in die frühe Kindheit lohnen sich auch psychologisch. Derzeit ist die Familie weitgehend auf sich allein gestellt, was für viele Eltern eine grosse Belastung ist.

Was ist Ihnen noch wichtig?

Ich hoffe, dass der Wunsch nach einfachen Antworten auf komplexe Fragen und nach allzu einfachen Lösungen nicht

Kinder sind mehr als nur kleine Erwachsene – sie sind die Quelle für die Erneuerung unserer Welt.

mehrheitsfähig wird. Toleranz gegenüber Ambivalenz und Mehrdeutigkeit ist essenziell. Es ist fundamental, das Gegenüber zu verstehen, einschliesslich seiner Motive und Perspektiven. Ausserdem sind Kinder mehr als nur kleine Erwachsene – sie sind die Quelle für die Erneuerung unserer Welt. Deshalb müssen wir die Gesellschaft aus der Perspektive der Kinder denken.

Franziska Schwab

Die Zukunft des Lernens

Entdecken Sie unsere neuen und innovativen Angebote in der Erwachsenenbildung Stufe 3.

Weitere Infos finden Sie auf aeb.ch

a e b AKADEMIE FÜR ERWACHSENENBILDUNG SCHWEIZ

Berufsverband
Association
professionnelle **BILDUNG BERN
FORMATION BERNE**

**JETZT MITGLIED
WERDEN!**

Der Berufsverband Bildung Bern
kommuniziert – stärkt – vernetzt

Ich würde Handys in den Schulen ohne Wenn und Aber verbieten

Jürg Walpen, Kommunikationsverantwortlicher bei der Cyber-Sicherheits-Firma Dreamlab Technologies, warnt vor der Verdummung der Menschheit und rät zu mehr Aufklärung und Sensibilisierung.

Was hat Cybersecurity mit unseren Kindern zu tun?

Kinder bewegen sich drei bis sechs Stunden pro Tag im Netz. Das sollte in einer sicheren Umgebung geschehen. Cybersecurity ist das Fundament hierfür. Die digitalisierte Gesellschaft baut darauf auf. Es ist wie beim Hausbau: Man baut besser nicht auf Treibsand oder morastigem Grund. Wenn Digitalisierung auf einer unsicheren Sicherheitsarchitektur aufbaut, ist sie grundsätzlich problematisch. Cybersecurity betrifft alle gleich. Kinder sind aber stärker exponiert gegenüber Kriminellen. Das Problematische ist: Kinder und Jugendliche nutzen digitale Tools, meist ohne die dahintersteckende Technologie zu verstehen. Das Verständnis wird auch nicht gezielt gefördert, weil es kompliziert und für den grössten Teil der Gesellschaft sehr abstrakt ist. Entsprechend ist das Interesse dafür eher gering. Das Bewusstsein, dass jeder Klick 24/7 getrackt wird, um das Benutzererlebnis zu «optimieren», fehlt. Optimieren bedeutet, die Kinder noch länger ans Gerät zu binden. Technologiefirmen verdienen ihr Geld mit Screen-Time. Es ist schwierig, aus dem Kreislauf ausubrechen, weil ständig Inhalte, die noch mehr interessieren, reingespült werden. Der Blickwinkel reduziert sich sehr stark. Das Internet hätte viel mehr Potenzial, als nur vorgefertigte Konsumerlebnisse zu ermöglichen.

Es gibt übrigens Tools, mit denen man das Benutzerverhalten im Netz kaschieren, anonymisieren könnte. Aktuell überwiegt aber glückselige Indifferenz, statt verantwortungsvoller Umgang mit Digitalität.

Worin sehen Sie den grössten Nutzen, wo die grösste Gefahr für unsere Kinder im Zusammenhang mit neuen Technologien/Medien?

Technologie ist in den meisten Fällen neutral. Neue Technologien können viele Aufgaben erleichtern, Unternehmertum und Kreativität fördern. Sie wären ein Tor zur Welt. Heute können schon Kids einen Webshop aufbauen und ein globales Unternehmen eröffnen. Digitale Technologien können repetitive Arbeiten ersetzen, sodass Arbeitskräfte zielgerichteter eingesetzt werden können. Es gibt auch eine positive soziale Komponente: Wir können Freundschaften in der ganzen Welt pflegen. Künstliche Intelligenz ermöglicht in vielen Bereichen, etwa in der Medizin, wertvollen Fortschritt. Weil Abnormalitäten viel schneller entdeckt werden können, zum Beispiel.

Besonders bei den sozialen Medien überwiegen aber klar die Gefahren. Sie sind gigantische Dopaminmaschinen, die die Denkart von Kindern und Jugendlichen stark beeinflussen. Je früher und intensiver Kinder mit ihnen unbegleitet in Berührung kommen, umso dramatischer ist es. Das Handy ist ein grausames Experiment an Kindern. Exzessiver Handygebrauch wirkt sich schädlich auf das Verhalten und die Hirnentwicklung aus.

Die Indizien sind klar.

Nämlich?

Seit 2010 gibt es eine klare Zunahme von Angststörungen, Depressionen und Suiziden bei Kindern und Jugendlichen. Die Algorithmen sind darauf programmiert, konstant für Dopaminausstösse zu sorgen. Die Impulskontrolle der Nutzer:innen sinkt. Der präfrontale Kortex entwickelt sich nicht mehr gesund weiter. Verzerrte Selbstwahrnehmung, narzisstisches Ver-

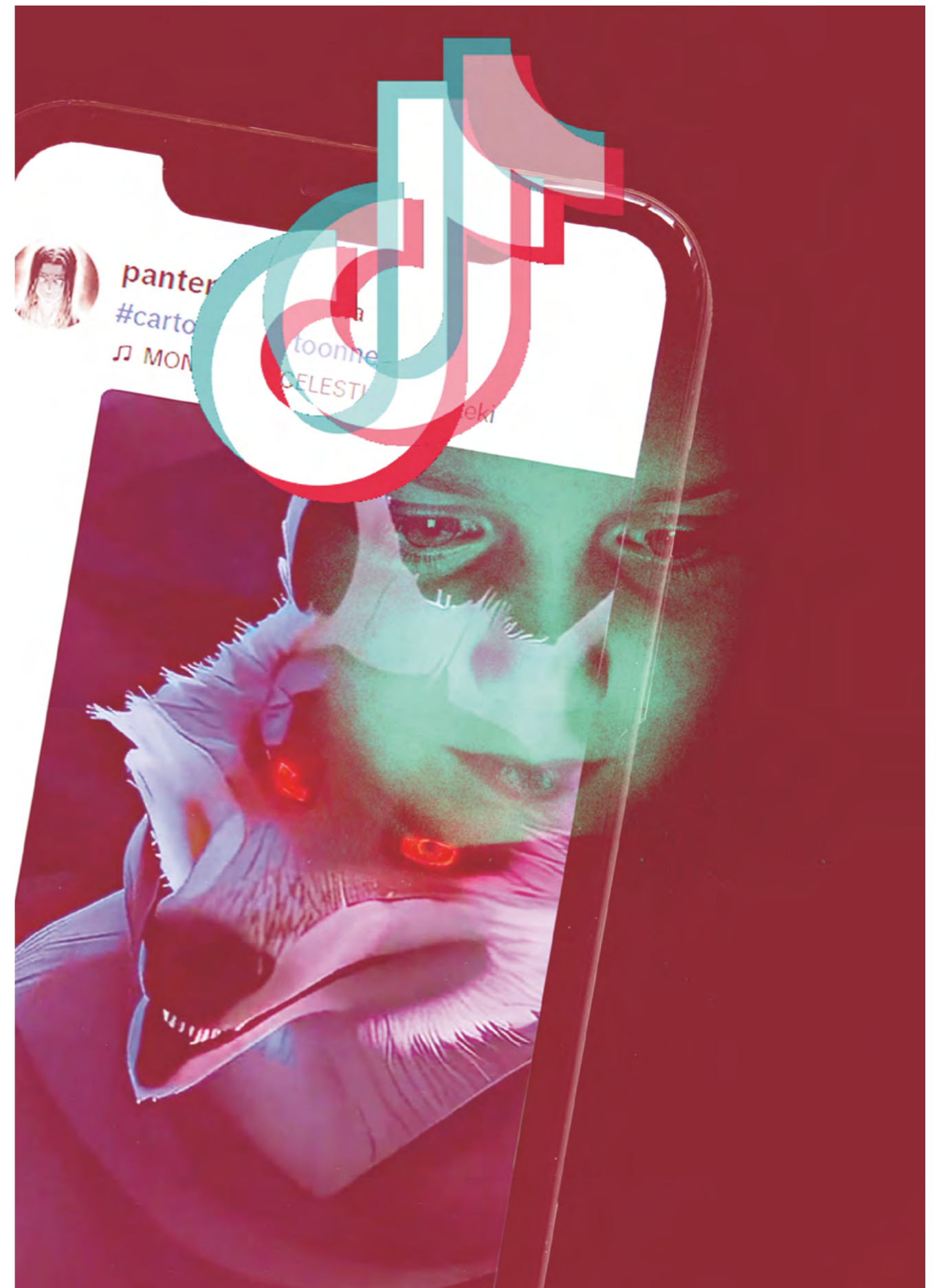
halten nehmen zu. Das Hirn ist konstanter Stimulation ausgesetzt. Es wird uns dauernd suggeriert, wie einzigartig und grossartig und hochbegabt wir seien. Frustrationstoleranz nimmt ab. Das alles ist aber glücklicherweise nicht irreversibel. Denn das Hirn ist bis ins hohe Alter plastisch und entwicklungsfähig. Aber die Reparatur, die Therapie, sind aufwendig.

Der Sinn für Realität bleibt also auf der Strecke...

Ein Beispiel: Heute wird klar ein problematisches Schönheitsideal gepusht. Influencer:innen fördern es. Gleichzeitig entsteht eine Empörungskultur, zu der täglich neue Opferkategorien hinzukommen. Die Grundresilienz sowie die Haltung, dass die Welt nicht gut oder schlecht, sondern neutral ist, fehlen. Misserfolge werden heute – wegen des Geschäfts – dämonisiert. Es darf nicht mehr gesagt werden, dass Übergewicht ungesund sei. Obwohl es das Gesundheitssystem belastet. Alles darf nur noch positiv sein. Wissenschaftsfeindliche Ansätze verbreiten sich. Eigenverantwortung, Selbstreflexion, die zu Ver-

Soziale Medien sind gigantische Dopaminmaschinen, die die Denkart von Kindern und Jugendlichen stark beeinflussen.

haltensveränderung führen könnten, sind nicht mehr en vogue. Das Ganze nimmt teilweise hysterische Züge an und die sozialen Medien akzentuieren es.



Sie sagen: TikTok mache blöd. Ordnen Sie bitte ein.

Man muss wissen: Wenn etwas gratis ist, dann wird mit dir Geld gemacht, du bist das Produkt. TikTok ist momentan die perfektionierte Speerspitze. Es ist zwar eine Firma, untersteht aber der staatlichen Kontrolle in China. TikTok ist eine gigantische Datenkrake. Die Demotivation und Verblödung der westlichen Jugend ist ein Ziel, das dabei verfolgt wird. Algorithmen werden konsequent perfektioniert, um die Bildschirmzeit der Nutzenden zu steigern. Death Scrolling bewirkt, dass Inhalte inflationär werden und Emotionen stetig gesteigert werden müssen. Ständig werden neue, noch skandalösere und dümmere Inhalte gezeigt. In China jedoch werden den Jugendlichen auf TikTok komplett andere Beiträge gezeigt, zu wissenschaftlichen Themen, unternehmerischen Erfolgen usw.

Dann zielt die Verblödung auf den Westen?

China befindet sich mit dem Westen im Wirtschaftskrieg. Es verfolgt eine ganz klare Agenda. Wir sind Hauptkonkurrent. Was wäre geeigneter als eine Innovationskraft, die die folgende Generation schwächt? Im Inland wird TikTok als Aufklärungssapp genutzt, im Ausland als Verblödungsapp. Generell ist es enorm schwierig, die App-Anbieter für etwas zur Rechenschaft zu ziehen. Bei TikTok ist es unmöglich, da es der staatlichen Kontrolle unterliegt. Gefährlich wird es, wenn politische Konflikte aufgegriffen und kommerzialisiert werden. Erschreckend ist z. B. aktuell, mit wie viel islamistischer Propaganda die Jugendlichen überschwemmt werden. Der Nahostkonflikt ist komplex. Die Inhalte auf TikTok dazu sind einseitig oder schlicht falsch, die Bildsprache ist

cool, vermischt mit menschenverachtenden Aufforderungen. Die Juden sind an allem schuld, oder ein Kalifat wird als Lösung aller Probleme dargestellt. Solche einfache Propaganda stösst im Westen teilweise auf fruchtbaren Boden. Die Radikalisierung wird sich manifestieren.

Tut sie ja schon: Taylor-Swift-Konzerte mussten abgesagt werden.

Ja. Antidemokratische, unseren Grundwerten zuwiderlaufende Tendenzen sind sichtbar. Verschiedene Staaten haben ein Interesse daran, Gesellschaften zu spalten, Misstrauen zu säen. Durch die reduzierte Aufmerksamkeitsspanne und aufgrund des tiefen technischen Wissens nimmt die Anfälligkeit für Propaganda zu. Die Frustration steigt. Man setzt sich kaum noch mit etwas inhaltlich auseinander. Fazit: TikTok macht dumm. Die Inhalte zielen nicht darauf ab, zu stimulieren, sie wollen ruhigstellen, unterhalten. Das System dahinter ist relativ einfach. Verdummung ist staatlich gewollt. Aufgrund von fehlender Aufklärung und Sensibilisierung fallen wir darauf rein.

Verdummung ist staatlich gewollt. Aufgrund von fehlender Aufklärung und Sensibilisierung fallen wir darauf rein.

Und werden manipuliert.

Ein Beispiel: Wir würden nie auf die Idee kommen, unsere Kinder in ein Ferienlager mit pädophilen Betreuer:innen zu schicken. Im digitalen Raum überlassen wir unsere Kinder aber sehr oft sich selbst. Sie werden zugemüllt, belästigt und – ja – manipuliert.

All das ist ja herausfordernd genug. Jetzt kommen die Quantencomputer. Können Sie sie einem Greenhorn erklären?

Auch ich verstehe sie nicht genau. Was ich aber weiss: Quantencomputer werden im Gegensatz zu den heutigen Computern massiv mehr Aufgaben gleichzeitig lösen können. Ihre Leistungsfähigkeit ist um ein Vielfaches grösser. Weltweit gibt es aktuell nur wenige Quantencomputer, die vor allem im wissenschaftlichen Bereich eingesetzt werden.

Und bestimmt auch für militärische Zwecke!

Sehr viele Technologien haben einen militärischen Ursprung.

Was machen Quantencomputer mit der Menschheit?

Das können wir erst sagen, wenn sie massenmarktauglich sind. Wird alles nur noch schneller? Gibt es einen disruptiven Technologiesprung? Beängstigender ist zurzeit die Weiterentwicklung der künstlichen Intelligenz. Die Manipulationsmöglichkeiten sind schon jetzt gigantisch. Deep-Fake-Software für rund 19 Dollar im Internet ist bereits im Einsatz und du kannst in Echtzeit das Gesicht und die Stimme von Musk, Trump oder Harris übernehmen. Ein Foto und eine Stimmprobe reichen, um die Identität einer Person zu imitieren. Und das Resultat ist nicht als Fake zu erkennen.

Es braucht also kaum mehr Aufwand oder technisches Wissen, um ein Fake-Video zu erstellen und zu verbreiten. Etwa im Zusammenhang mit Mobbing ist das fatal.

Was ist dagegen zu tun?

Es braucht Aufklärung, Sensibilisierung, Politik, gesellschaftlichen Diskurs. Unsere Kinder nehmen Inhalte ungefiltert auf. Der Mensch denkt linear, Schritt für Schritt. Die technologische Entwicklung erfolgt exponentiell. Das Regulationstempo ist viel zu langsam. Generative KI wird wie ein Hirn funktionieren. Sie wird über Sinn und Unsinn entscheiden können, wird eigenständige neue Lösungen vorschlagen. Wenn wir das kontrolliert nutzen, wunderbar! Aber wenn nicht, gute Nacht. Die Technologie wird heute von ein paar wenigen Firmen mit kommerziellen Agenden gepusht.

Könnten wir Missbrauch ausschliessen, wäre KI perfekt. Sie ist eine Technologie, die neue spannende Lösungen produzieren kann und wird. Wir könnten möglicherweise die grossen Probleme der Menschheit lösen.

Sie sind Vater. Was ist Ihnen in der Erziehung im Zusammenhang mit Medien wichtig?

Lamentieren, resignieren gehen nicht. Alarmismus ist auch nicht zielführend. Wir leben nun mal in dieser Welt. Ab den Nullerjahren haben es ein paar wenige Konzerne, z. B. Google, geschafft, das Internet für sich zu kapern. Sie haben ein digitales Erlebnis konzipiert, das sie unvorstellbar reich macht. Auch dank technologischem Unwissen der Menschheit. Diese Firmen haben es geschafft, die Verantwortung, die sie für die Gesellschaft, die Kinder hätten, zu delegieren. An die Politik, die Eltern... Die Politik reagiert



Jürg Walpen ist Head of Communications bei Dreamlab Technologies und Deputy Program Director der Swiss Cyber Security Days.

zwar, aber zu spät und am falschen Ort. So ist die Verantwortung bei den Eltern gelandet. Aber auch ihnen fehlen Zeit und Wissen. Und teilweise sind sie ja selbst abhängig. Wichtig ist: Die Kinder dürfen nicht sich selbst überlassen werden. Es ist aufwendig und schwierig, die Kinder zu sensibilisieren. Wir dürfen aber nicht aufgeben.

Das heisst?

Unter 10- oder 11-jährigen Kindern sollten wir kein Smartphone geben. Es wäre einfacher, wenn es in der Schweiz ein entsprechendes Gesetz gäbe. Gewisse Apps sollten einfach Tabu sein bis zu einem gewissen Alter. Smartphones gehören nicht in die Volksschule. Keines der sechs Kinder eines früheren Google-Mitarbeiters, der für den Konzern Algorithmen mitprogrammiert hatte, bekam vor 18 ein Smartphone. Für die Eltern ist es eine grosse Herausforderung, die Zeit, Geduld und Wissen verlangt.

Würden Sie Handys in den Schulen verbieten?

Ohne Wenn und Aber. Sie stehlen unseren Kindern einen sehr grossen Teil ihrer Kindheit und fördern unerwünschte Verhaltensmuster. Ich behaupte: Die Smartphone-Nutzung – insbesondere Social Media – bietet wenig Mehrwert, richtet aber grossen Schaden an.

Wie kann die Schule Medienkompetenz am besten fördern?

Wir müssen aufzeigen, dass Technologie unendlich viel mehr sein kann als Social Media und Konsum. Dafür braucht es Grundwissen. Leider hat die Schule zu viele andere Herausforderungen. Es müsste uns in unserem reichen Land wert sein, mehr zu investieren in die Bildung. In die Schulen. In die Mündigkeit und in die psychische Gesundheit der Kinder.

Franziska Schwab und Stefan Wittwer

Zuerst Beziehung, dann Realitycheck, Normalisieren, Entpathologisieren

Psychotherapeutin Dr. phil. Liselotte Staub erklärt im Interview, warum immer mehr Jugendliche mit den Anforderungen des Lebens nicht mehr klarkommen. Es hat mit Erziehung ohne Beziehung zu tun.

Unsere Gesellschaft ist mit einer wachsenden Gruppe von Jugendlichen konfrontiert, die mit den Anforderungen des Lebens nicht mehr zurecht kommen. Das haben Sie in einem Interview gesagt. Wie kommen Sie darauf?

Solche Jugendlichen kommen zu mir in die Therapie. Es stellt sich oft heraus, dass sie eigentlich gar keine krankheitswertigen Probleme haben. Die einzige Diagnose, die ich stellen kann, ist «Anpassungsstörung». Diese ist als eine vorübergehende Phase definiert. Chronische Anpassungsstörung gibt es nicht.

Ich weigere mich aber, zur Pathologisierung beizutragen. Die Jugendlichen pathologisieren sich selbst schon genug. Sie kommen zu mir und sagen, sie hätten eine Angststörung oder eine Depression, sind krankgeschrieben. Ohne Druck geht es ihnen dann bestens. Fakt ist: Sie kommen nicht zurecht mit den Anforderungen des Lebens. Es fehlt ihnen an Resilienz.

Sie orten eine allgemeine Beziehungsverarmung als Hauptproblem.

Heute kommen Kinder in die Schule, die anders erzogen worden sind als vor 40 Jahren. Dahinter steckt eine soziokulturelle Veränderung. Gewisse namhafte Figuren haben dazu beigetragen. Remo Largo zum Beispiel. Als Pädiater, nicht als Entwicklungspsychologe oder Pädagoge, der sich mit der biologischen Entwicklung befasst hat, hat er vor dem Hintergrund eines naturalistischen Menschenbildes eine Erziehungsmethode propagiert, hinter der ich nicht stehen kann. Generationen von Eltern haben seine Bücher gelesen. Die Folge: Immer mehr Eltern setzen keine Grenzen, tragen keine Konflikte mehr aus

und stellen sich damit aus der Beziehung zum Kind. Sie lesen Bücher, besuchen Kurse und haben Angst, etwas falsch zu machen.

Ich habe einen Patienten, der unter anderem grosse Probleme mit seinen Kindern hat, die nicht mehr führbar seien. Im Gespräch stellt sich heraus, dass er noch eine Grenze gesetzt hat. Die Mutter mache es viel besser, erklärt er mir. Sie sage zu den Kindern: Jetzt ist Mami fest traurig, weil ihr das gemacht habt. Dann gehe sie ins Bett.

Und zieht sich aus der Beziehung zurück.

Genau. Eltern lieben ihre Kinder, sie wollen es gut machen, wollen das Kind wachsen lassen. Es komme alles von selbst, man müsse nur auf Augenhöhe begleiten, meinen sie. Grenzen setzen ist für sie sehr schwierig. Das Kind könnte gekränkt werden, sich abgelehnt fühlen. Man ignoriert lieber, wenn es etwas falsch macht, geht Konflikten aus dem Weg. Wenn das Kind einen Blumentopf auskippt, stellt man ihn an einen Ort, wo das Kind nicht mehr hinkommt, statt zu sagen, der Blumentopf dürfe nicht umgeworfen werden. Wenn das Kind etwas nicht tun will, lenkt man es ab, damit es keine unangenehmen Gefühle empfinden muss. Ich bin überzeugt: Ein grosser Teil der ADHS- und ASS-Problematik ist hausgemacht. Sie ist häufig ein Nicht-Erziehungs-Fehler.

Kinder werden bespasst und entwickeln keine Skills, keine Kräfte mehr, um unangenehme Gefühle auszuhalten. Im Netz grassiert die Vorstellung, man müsse in den ersten vier Jahren Vertrauen schaffen und das Kind in der Willensbildung unterstützen, danach entwickle sich das Kind sozusagen von selbst.

Dass das Kind spürt, was es will, ist Quatsch. Wir sind keine Tiere. Wir sind soziale, früh geborene Säuger. Die Frühgeburt bedeutet, dass wir formbar sind. Die Evolution hat das so vorgesehen. Das ist bei einem bei der Geburt voll entwickelten Säugetier, wie z. B. beim Meerschweinchen, anders. Wir überfordern die Kinder, wenn sie immer selber entscheiden und handeln müssen. Sie haben ein Recht, die Welt erklärt zu erhalten. Sie können dann widersprechen oder ihre eigenen Erfahrungen damit abgleichen. Dann gibt es eine Auseinandersetzung. Das ist Beziehung.

Es mangelt an Erziehung?

Ja und damit an Beziehung. Ich habe viele Anfragen von Müttern, Vätern, die mit Neunjährigen nicht mehr klarkommen. Sie seien aggressiv. Logisch, es liegt in der Natur der Sache. Ein Kind, das keine Grenzen hat, wird aggressiv. Grenzen geben Vertrauen, Sicherheit, schaffen Identität, Stabilität. Fehlen sie, brauchen Kinder zu viel Energie, um jeden Tag die Welt zu erfinden. Und irgendwann flippen sie aus. Dadurch, dass ich mich nicht mehr mit den Kindern auseinandersetze, dass ich nicht mehr mit ihnen streite und mich nicht mehr als ernst zu nehmendes Gegenüber zeige, gehe ich aus der Beziehung raus. Ich flankiere nur noch, lobe. Beziehung findet aber in der Auseinandersetzung statt. Eltern sagen mir, sie verlangten nichts von ihren Jugendlichen, es gebe ja nur Streit. Dann sage ich: Es ist eure Aufgabe, Widerstand zu bieten. Sie halten es nicht aus, wenn ihre Kinder wütend sind und sie damit konfrontiert sind, dass sie im Moment nicht geliebt werden.



Sie sagen auch: Der Fluch der heutigen Erziehung sei, dass Eltern meinen, Kinder müsse man auf Augenhöhe erziehen. Was wäre richtig?

Man muss sie auf die Augenhöhe heranziehen. Auf Augenhöhe kann man nicht erziehen. Eltern sind keine Freunde. Sie wollen es heute aber sein. Partnerschaftlich alles miteinander regeln. Wir sind alle gleichwertig: So lautet ihr Credo. Das ist aber eine absolute Überforderung. Wenn Kinder ausflippen, geht man zur Erziehungsberatung und braucht eine Diagnose. Im Sinn von: Mit mir hat es nichts zu tun. Ich habe ja das Buch gelesen.

Sie sprechen auch von der Pathologisierung der Pädagogik. Was meinen Sie damit?

Es gab schon immer schwierige Kinder. Heute sind Erziehende hilflos, haben Angst, etwas falsch zu machen. Sie delegieren an die Schule. Diese hat aber noch andere Herausforderungen. Auch an die Politik wird delegiert. Man sagt z. B., es müsse ein Verbot geben für Süßigkeiten, damit Kinder nicht verführt würden. Den Eltern wird nicht mehr zugetraut, einem vierjährigen Kind zu sagen, dass es keine Schokolade haben darf. Also muss man die Süßigkeiten aus den Gestellen entfernen.

Und dazu kommen die neuen Medien und verstärken die Entwicklungen...

Man weiss, dass das Frontalhirn erst mit 25 wirklich ausgebildet ist. Wie sollen Eltern, die keine Grenzen setzen können und sich aus der Beziehung rausnehmen, das Smartphone verbieten? Jetzt treffen die sozialen Medien auf das nicht ausgebildete Frontalhirn, das massiv suchtaffin ist. Planung, Bedürfnisaufschub, Selbstkontrolle, Impulskontrolle sind erst mit der Ausbildung der Persönlichkeit möglich, also wenn die Frontalhirnentwicklung abgeschlossen ist. Bei der Selbststeuerung werden Jugendliche allein gelassen. Wir werden noch ein umfassendes Smartphoneverbot in Schulen erleben. Lehrer:innen können unter diesen Umständen nicht mehr unterrichten.

Die Auslegeordnung der Probleme haben Sie gemacht. Was ist zu tun?

Ich kann mit den Jugendlichen nur arbeiten, wenn ich in Beziehung gehe. Beziehung ist der Boden. Danach geht es um Realitycheck, Normalisieren, Entpathologisieren.

Lehrpersonen, die zunehmend nur noch Lerncoach sind, haben ein Problem. Sie gehen nicht in die Beziehung. Sie würden es zwar gerne tun. Der Tag hat aber nur 24 Stunden. Viele Lehrpersonen sagen mir: Ich möchte wieder mal Wissen vermitteln und mit Kindern in Beziehung treten. Ich bin aber nur noch am Trouble shooten.

Ihr Plädoyer lautet: Zurück zum Einfachen, Klaren?

Ich bin eine absolute Vertreterin des Frontalunterrichts. Auch diesen braucht es. Weil man den Überblick hat, für die Kinder spürbar wird und schwache und demotivierte Schüler:innen ins Boot nehmen kann. Guter Frontalunterricht stellt aber für Lehrpersonen eine grosse Herausforderung dar. Wenn alle Schüler:innen hin-



Dr. phil. Liselotte Staub ist Psychotherapeutin mit eigener Praxis und Spezialistin für Familienrechtspsychologie. Sie ist auch ausgebildete Lehrerin.

Mehr Informationen:

<https://www.staub-psychologie.ch/Home/>

ter dem Computer sitzen, gibt es solche, die etwas erreichen wollen, sie werden bedient. Die anderen hängen ab. Die Digitalisierung in der Schule läuft an der Hirnentwicklung des Kindes vorbei.

«Seid ihr sicher, dass alle Lehrlinge lesen können?», fragte ich kürzlich Berufsbildner im Rahmen einer Fortbildung. Sie waren nicht sicher. Wie sollen sie am Computer zurechtkommen, wenn sie nicht lesen können? Kulturtechniken lernen, daneben Beziehungsarbeit leisten, wäre schon relativ viel. Die von Eltern verpasste Erziehung können die Lehrpersonen nicht auffangen. Auch weil sie zunehmend so sozialisiert werden, dass sie nur noch Lerncoaches sind.

Also sollte der Staat eingreifen und Kinder früher «richtig» erziehen (lassen)?

Nein. Wenn der Staat eingreift, ziehen sich die Eltern noch mehr zurück. Eltern müssen in die Pflicht genommen werden. Man muss sie einbeziehen. Die Eltern müssen ihre Verantwortung wahrnehmen.

Viele tun es aber nicht.

Das ist ein Riesenproblem. Es macht mir Sorgen. Und ich habe keine Lösung.

Was halten Sie von kleineren Lerngruppen?

Ja, das wäre eine Lösung. Und: Ich bin sehr kritisch der Integration gegenüber. Aus entwicklungspsychologischen Gründen. Integration bedeutet gleich schlechte Chancen für alle. Die Schwachen stellen fest, dass sie nicht wie die anderen sind, Unterstützung brauchen, es nicht schaf-

fen. Insuffizienzgefühle sind vorprogrammiert. In einer kleineren Gruppe mit ähnlichen Voraussetzungen, Fähigkeiten, kann ein schwacher Schüler auch die Erfahrung machen, zu den Besten zu gehören. Die Begabten werden verhaltensauffällig. Dem Naturalismus zugeneigte Sozialromantiker sagen: Die Starken holen sich selbst Aufgaben. Das stimmt nicht. Auch Hochbegabte sind teilweise nicht intrinsisch motiviert, sondern Minderleistende.

Studien sagen genau das Gegenteil, nämlich Leistungsschwächere profitierten besonders stark von der Integration und Starke würden nicht gebremst. Wie kommen Sie zu Ihrer Überzeugung?

Als empirisch sozialisierte Wissenschaftlerin weiss ich, wie Studien zustande kommen: Gemessen wird, was gemessen werden kann, und mit den neusten statistischen Verfahren lässt sich nahezu jede Überzeugung bestätigen. Messbar sind die Leistungen der sogenannten «Starken». Wie aber sollen die Leistungsmotivation, die Tendenz zu Verhaltensauffälligkeit und Unwohlsein infolge Langeweile empirisch erfasst werden? Ich habe mich im Lauf meiner Tätigkeit der Hermeneutik verschrieben, einer Vorgehensweise, welche versucht, Sinnzusammenhänge zu verstehen und Erscheinungen zu interpretieren. Bevor ich mich von Studienresultaten überzeugen lasse, möchte ich wissen, wie diese Studie zustande gekommen ist. Während echte Inklusion sich nach dem Grundsatz richtet, dass die stärkste Kette so stark ist wie das schwächste Glied bzw. nichts anderes bedeutet als «die gleich

schlechten Chancen für alle», wird in den Schulen eine Scheininklusion praktiziert, wo das Kind scheinbar inkludiert wird, aber infolge der Sonderbehandlung eine Aussenseiter:innen-Rolle hat. Darüber hinaus absorbieren die Unterrichtsorganisation und die kontroversen Diskussionen unter den beteiligten Fachpersonen energetische, monetäre und zeitliche Ressourcen, welche an anderer Stelle fehlen.

Sie erwähnen in Ihren Vorträgen oft die narzisstische Selbstüberschätzung. Welche Rolle spielt sie?

Sie resultiert, wenn die Eltern nur noch mit Lob erziehen. Verhaltensveränderung kann man mit Konsequenzen oder mit Lob erreichen. Es gibt Eltern, die loben ständig. Kritik ist nichts Schlechtes. Das Verhältnis muss aber stimmen. Die Kinder erhalten, wenn sie ständig gelobt werden, kein Gespür mehr für die Realität. Sie haben das Gefühl, alles sei gut. Lehrmeister:innen sagen mir: «Wenn ich Lernende kritisiere, weinen sie und kommen zwei Tage nicht mehr. Und sprechen von Mobbing.»

Kleinere und gleichere Gruppen von Schüler:innen machen: Das wäre ein Weg. Dann könnte sich das Individuum besser entfalten. Wir sind kompetitive Wesen. Selbstwirksamkeit heisst, ich will gleich gut sein wie der andere oder noch etwas besser. Wenn die andere viel besser ist als ich, kann ich sie nicht erreichen. Ich resigniere. Wenn ich gleicher bin, bin ich motivierter, das Bessere vielleicht zu erreichen.

Franziska Schwab

Kunst als Gegenpol zur Überstimulation

Ständige digitale Reize setzen Kinder unter Druck. Das Creaviva setzt dagegen auf analoge Erlebnisse, die Ruhe bringen und helfen, Kreativität zu entfalten.



Technologieaffin – wohl das zutreffendste Adjektiv für die Generation Alpha. Smartphones und Tablets sind für die Kinder von heute keine Werkzeuge, sondern selbstverständliche Begleiter ihres täglichen Lebens. Schon in jungen Jahren navigieren sie intuitiv durch Apps und Plattformen. Doch diese unendliche Verfügbarkeit von Information und Unterhaltung hat ihren Preis und sorgt in Bildungseinrichtungen für Besorgnis. Konzentrationsstörungen, fehlende soziale Fähigkeiten, Überstimulation und Stress sind nur einige Herausforderungen, mit denen Schulen heute zu kämpfen haben.

Auch das Creaviva nimmt diese Entwicklung wahr. Gezielt wird durch die analoge Kunstvermittlung versucht, den Gegenpol zur digitalen Überstimulation zu schaffen. Hier geht es um das unmittelbare Erleben: das Arbeiten mit den Händen, das Spüren von Materialien und das Eintauchen in kreative Prozesse.

Wichtig ist dabei, den Anspruch an «richtig» und «schön» zu senken. Statt Perfektion geht es darum, den Kindern den Raum zu geben, ausprobieren zu dürfen und dadurch ihre Kreativität zu

entfalten. Der schöpferische Prozess soll vor allem Freude bereiten. Farbe an den Händen spüren, Materialien erkunden – solche haptischen Erlebnisse sind essenziell.

Die analoge Kunstvermittlung im Creaviva zielt darauf ab, den Kindern die Möglichkeit zu geben, sich ohne digitale Ablenkung zu konzentrieren und bewusst bei einer Sache zu bleiben. Durch das Arbeiten mit Materialien wie Farbe, Ton oder Papier entwickeln die Kinder neue Ideen und entdecken gleichzeitig ihre eigenen Fähigkeiten und Talente. In einer Welt, die oft von schnellen Ergebnissen und sofortiger Befriedigung geprägt ist, lernen sie, dass Kreativität Zeit, Geduld und das Akzeptieren von Unvollkommenheiten erfordert.

Diese Art der Kunstvermittlung unterstützt die Entwicklung von Fähigkeiten, die in der digitalen Welt oft zu kurz kommen: Geduld, Problemlösungsfähigkeit und vor allem Frustrationstoleranz. Kinder lernen, dass es in Ordnung ist, nicht auf Anhieb das gewünschte Ergebnis zu erzielen, dass Rückschläge zum Lernprozess gehören und dass es sich manchmal lohnt, an einem Prozess dranzubleiben. Dadurch entwickeln sie Resilienz und die Fähigkeit, Herausforderungen eigenständig zu meistern. Fähigkeiten, die in der digitalen Welt oft verloren gehen.

Bunte Künstler:innenhände, ein Chaos auf dem Tisch, Farbkleckse am Boden sind im Creaviva erlaubt und erwünscht – Stolz und ein Lächeln im Gesicht sind unser Lohn.

Wenn alle am Grümpeltturnier einen Pokal erhalten, ist das nicht richtig

Christine Manz, Fachlehrperson Berufsschule, spricht im Interview über heutige Lernende. Diese träten fordernder auf und kämen mit dem Anspruch: Die Lehrperson soll liefern.

In einigen Kitas feiert man den Dreikönigstag nicht mehr. Erklär doch, warum.

Man könnte annehmen, dass die Kitas aus religiösen Gründen verzichten. Aber das stimmt nicht. Betreuende sagen mir: «Wenn wir den Dreikönigstag feiern und zwölf Kinder am Tisch sitzen, haben wir am Schluss ein Kind mit Krone und elf Kinder, die enttäuscht sind. Das kann man doch den Kindern nicht antun.»

Wir diskutieren mit den Lernenden solche Situationen im Unterricht intensiv. Und wir gehen der Frage nach: Wo lernen Kinder Frustrationstoleranz und Resilienz, wenn ihnen alles aus dem Weg geräumt wird?

Also doch Dreikönigstag feiern?

Ja, unbedingt, und dann mit den Kindern Emotionsregulation üben. Wer enttäuscht ist, muss Strategien zur Bewältigung lernen und erkennen, dass es im Leben oft Situationen gibt, in denen man etwas möchte, das dann aber andere bekommen. Erwachsene sollen mit den Kindern zusammen Strategien entwickeln, ihnen aufzeigen, wie Menschen mit Niederlagen umgehen können. Und auch erklären, dass Misserfolge einen stärker machen können.

Wie geht man konkret vor?

Zuerst spiegelt man dem Kind, was man wahrnimmt, und sagt etwa: «Ich sehe, du weinst, ich habe das Gefühl, du bist enttäuscht und hässig.» Kleinkinder können Gefühle noch nicht benennen. Es geht darum, dem Kind Emotionen zu nennen und zu schauen, was es braucht, um Trost zu finden. Je nach Charakter kann das anders funktionieren. Vielleicht müssen die Kinder kurz schreien, stampfen, in ein Kissen schlagen. Das ist in Ordnung, solange die Emotionen niemandem schaden. Dann kommt der nächste Schritt: Man schlägt dem Kind vielleicht vor, sich selber

eine Krone zu basteln. Das ist zwar möglich, aber nicht zwingend sinnvoll. Jemand soll alleine König:in sein können und bestimmen, er oder sie hat Macht, befiehlt, andere gehorchen. Über Macht kann man auch sprechen und sie einordnen. Wir müssen nicht alle auf die gleiche Stufe heben. Auch wenn alle am Grümpeltturnier einen Pokal erhalten, ist das nicht richtig. Wenn ich mich um eine Stelle bewerbe, erhält sie vielleicht auch eine andere Person. Wir können den Kindern auch aufzeigen, dass es manchmal andersrum ist, ich Erfolg habe und andere nicht. Kinder können gut damit umgehen, wenn man sie begleitet. Erst wenn die Erwachsenen bedauern und nicht aushalten, dass die Kinder traurig sind, merken diese, dass es kein gutes Gefühl ist und sie es vermeiden müssen.

Merkst du, dass neue, andere Kinder in die Kitas kommen?

Ja. Es gibt drei Gruppen. Die Kinder der sogenannten Helikopter-, Schneeflug- oder Rasenmähereltern sind stark überwacht, vieles wird ihnen aus dem Weg geräumt. Diese Eltern trauen dem Kind nicht mehr zu, dass es etwas selber meistern kann. Zur zweiten Gruppe gehören die vernachlässigten Kinder, deren Eltern nie da sind, weil sie zu belastet sind mit anderen Themen. Und dann gibt es das Mittelfeld. Diese Kinder fallen nicht auf. Überbehütung hat recht zugenommen. Wenn Betreuende einem Kind am Ende des Kita-Tages sagen, es solle noch etwas wegräumen, sagt die Mama, sie mache es schnell. Sie müsste es ihrem Kind zumuten, zutrauen. Es kann das meistern.

Wieso ist das nicht mehr selbstverständlich?

Eltern wollen es besonders gut machen. Das Kind ist zum Teil Statussymbol und Projekt. Man beginnt so früh, zu verglei-

chen. Eltern sind im Wettkampf miteinander. Früher waren Kinder Teil der Familie, liefen nebenbei mit. Heute dreht sich die Welt ums Kind.

Die Wirtschaft hat entdeckt, dass man mit Kindern viel Geld verdienen kann. Und kurbelt den Wettbewerb noch an. In gewissen Bereichen bemerkt man zwar ein Umdenken. Kleider nachtragen, Spielzeug zweimal brauchen ist wieder akzeptierter. Etwas Weiteres kommt dazu. Wir sind uns zu wenig bewusst, wie wir Werte vermitteln, unbewusst, eben. Ein Beispiel: Wenn Kinder in der Kita von den Ferien erzählen, fragen wir bei Lynn, die nach Australien gereist ist, interessierter nach als bei Fiona, die daheim an der Aare geblieben ist. Weil wir die Aare kennen und über Australien gerne auch mehr wissen möchten. Wir vermitteln klar, dass Australien spannender ist, und bewerten. Wir prägen mit Sprache unbewusst. Sogehesoft auch den Eltern. Und wenn man in den Foren liest, welche Angebote es gibt, etwa für Znünikreationen, Ausflüge, Kindergeburtstage, wird klar, warum ein solcher Wettbewerb entstehen kann.

Expert:innen monieren, dass eine Generation mit unsicherer Bindung und fehlender Resilienz kommt.

Unsichere Bindung würde ich nicht zwingend sagen. Die Bindung ist zum Teil da. Die Chance, die eine gute Bindung bieten würde, wird aber nicht gepackt. Sichere Bindung würde es dem Kind erlauben, den Schritt in die Selbstständigkeit zu gehen. Steigende Gefahren, Ängste der Erwachsenen führen dazu, dass das nicht geschieht. Man traut dem Kind nicht mehr zu, den Kindergartenweg alleine zu gehen, obschon es ihn meistern könnte. Die vernachlässigten Kinder sind unsicher gebunden und können daher einiges aus diesem Grund nicht meistern.

Christine Manz ist Fachlehrperson an der Berufsfachschule BFF in Bern und Co-Präsidentin der Fraktion Berufsbildung/Brückenangebote/Berufsmaturität von Bildung Bern.



Wie erlebst du heutige Lernende?

Sie treten fordernder auf. Sie kommen mit dem Anspruch: Die Lehrperson soll liefern, etwas bieten. Das hat auch einen Zusammenhang mit ihrer Erziehung. Und sie spüren, dass Eltern und Vorgesetzte in den Institutionen zum Teil von ihnen viel fordern. Fachkräfte fehlen und es gibt keine langen Wartelisten mehr für Kitas. Der Markt spielt daher mehr. Das hat auch zur Folge, dass höhere Ansprüche von den Eltern an die Betreuungsangebote gestellt werden, was sich auf die Lernenden überträgt.

Wenn Lernende nicht von klein auf gelernt haben, Herausforderungen zu meistern und Durchhaltewillen zu zeigen, fällt dies in der Ausbildung sehr schwer. Wir thematisieren die Berufsrolle in der Ausbildung. Die Haltung sollte sein: Ich will etwas beitragen. Es ist ein Geben und Nehmen. Wenn ich einfach dasitze und mich mit Wissen bedienen lasse, reicht das nicht. Diese Generation von Lernenden konnte schon früh selbst entscheiden und war damit teilweise auch überfordert. Folgen ihres Handelns haben sie nicht

immer abschätzen gelernt, weil jemand regulierend eingriff. Zudem sind Freizeitangebote, bei denen sich Jugendliche einfach berieseln lassen können, ohne selber tätig zu sein, vermehrt vorhanden. Das spüren wir.

Stimmt es, dass immer mehr junge Männer den Beruf der Fachperson Betreuung erlernen?

Die Zahlen steigen allgemein etwas. Rund 80% Frauen, 20% Männer machen die Ausbildung heute. Rollenstereotypen werden langsam aufgebrochen. Berufsberatungen stellen Fachmann/Fachfrau Betreuung als einen sehr abwechslungsreichen Beruf dar. Wir merken oft auch, dass viele den Beruf als Sprungbrett betrachten. Diese Perspektive zieht manchmal auch falsche Leute an. Nämlich diejenigen, die rasch und einfach ein EFZ erlangen wollen. Die Herausforderungen im Berufsalltag können dann hoch sein. Und man übernimmt im Kita-Alltag auch einen recht grossen Anteil an administrativen Aufgaben. Das ist mit ein Grund, warum viele den Beruf wieder verlassen.

Was müssten Eltern heute wissen?

1. Hört auf, euch immer und überall über alles zu informieren. Mehr Vertrauen und mehr Bauchgefühl wären wünschenswert.
2. Denkt daran, dass Kinder Kinder sein sollen und dürfen und dass sie Verantwortung für sich übernehmen können. Das bedeutet: Kinder dürfen Blödsinn machen, müssen aber danach dafür geradestehen.
3. Vergleicht nicht immer. Jedes Kind ist anders. Das ist normal.

*Vergleicht nicht immer.
Jedes Kind ist anders.
Das ist normal.*

Es ist nicht einfach, heute Eltern zu sein. Der gesellschaftliche Druck steigt. Kinder nerven Erwachsene zu schnell und oft. Der Raum, in dem sich Kinder frei bewegen können, schrumpft. Belastungen sind allgemein gross. Die Zündschnüre sind kurz. Eltern werden zu sehr alleingelassen.

Was müsste politisch geschehen, um der Kindheit den Stellenwert zu geben, den sie verdient?

Es gibt Handlungsbedarf im FBBE (Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung). Weil Eltern unter Druck stehen, müsste man Entlastungsmöglichkeiten schaffen. Es braucht nicht unbedingt mehr Kitas, sondern auch andere Ideen und obligatorische Förderungsprojekte. Je früher man ansetzt, desto mehr profitiert die Gesellschaft später und desto besser verlaufen der Bildungsweg und die soziale Integration des Kindes. Man müsste auch in geeignete Räume investieren, wo soziale Integration möglich ist und Leistung keine Rolle spielt.

Franziska Schwab

Das Wir muss besser werden

Viele der heutigen Studierenden wollen es zu gut machen, haben eine Tendenz zum Perfektionismus. Etienne Bütikofer plädiert für mehr Diskussion über Lebenssinnfragen und Wir-Erlebnisse.

Wie erlebst du heutige Studierende?

Ich erlebe sie als sehr pflichtbewusst. 40% bejahen, wenn ich sie in den Seminaren frage, wer von ihnen zu Perfektionismus neige. Weil mehr Frauen studieren, sind es auch mehr Frauen. Aber auch Männer melden sich.

Neu ist auch, dass sie hinter ihrem Laptop sitzen. Wenn morgens ein Seminar beginnt, grüssen sie kurz und beginnen zu arbeiten. Ich sage dann etwa: «Dir chöit süsch o zäme rede.» Dann lachen sie und checken ihre Mails weiter, bleiben in ihrer Bubble. Dozierende müssen die Bubble öffnen. Das ist kein Vorwurf an die Studierenden. Sie sind in diese Welt hineingewachsen und haben einen anderen Umgang mit ihr als ältere Menschen.

Sie brauchen also jemanden, der sie spiegelt und rausholt.

Ja, ich frage jeweils, ob sie wahrnehmen, wie sie abtauchen. Und ich erinnere sie daran, dass ihr Beruf eigentlich kommunikativ wäre. Manchmal verlange ich, dass sie den Laptop schliessen und keine Notizen machen.

Oft machen sie sehr viele Notizen. Sie wollen alles mitnehmen, nichts verpassen. Oder sie erledigen ihre aufploppenden Aufgaben. Es ist ein anderes konzentrieretes Einlassen als früher.

Was ist sonst noch anders?

Unter den Studierenden gibt es weniger Revoluzzer:innen als früher. Weniger Leute, die die Schule verändern und etwas ausprobieren, die Welt neu erfinden wollen. Revoluzzer:innen können anstrengend sein, aber spannend. Studierende tun heute mehrheitlich, was sie tun müssen. Die meisten sind sehr engagiert und motiviert.

Und: Sie sind ECTS-Jäger:innen. Sie sammeln Punkte. Es geht nicht in erster Linie um ihre Interessen, sondern darum, was

sie brauchen, um die Leistung abzurechnen. Das hängt mit dem Bologna-System zusammen. Es kommt selten vor, dass jemand kommt und fragt: «Darf ich noch ins Seminar kommen, auch wenn ich schon genug Punkte habe?» Das Studium ist berechenbar geworden. Früher musste man eine grosse Schlussprüfung bestehen.

Was bedeutet diese Veränderung für dich als Dozenten konkret?

Ich muss eher bremsen, wenn es um Leistungsnachweise geht, weil die Studierenden es möglichst gut machen wollen. Ich muss eher ermutigen, wenn ich nach Wünschen, Innovationen im Beruf frage. Konkrete Aufträge wollen die Studierenden zu gut erledigen, für die Diskussion über die Alltagswelt der Schule brauchen sie einen Antrieb. Mich irritiert allgemein, dass viele Menschen, auch Lehrpersonen, kaum mehr Visionen haben.

Wie erklärst du dir die Zunahme von Perfektionismus?

Ich gehe davon aus, dass die Energie der Jungen sich nicht verändert hat. Die Frage ist aber, wofür sie heute noch kämpfen müssen. Viele junge Menschen sind sozial relativ gesichert. Die Eltern können das Leben finanzieren. Heute müssen weniger Studierende arbeiten, um das Studium selbst zu bezahlen. Die Notwendigkeit des freiwilligen Engagements hat an Bedeutung verloren. Also fokussiert man auf Leistung, setzt die Energie dort ein und will etwas, das von einem verlangt wird, noch besser machen. Zum Beispiel einen Leistungsnachweis.

Die vielen Vergleiche auf Social Media können auch zu Perfektionismus führen. Man sieht, was der oder die andere hat, und ist diesem Vergleichsmodus ausgeliefert. Junge arbeiten weniger praktisch, und sie sind unter Stress, weil sie aus so vielen Dingen auswählen müssen. Ständig.

Dadurch, dass sie untereinander weniger Zusammenhalt haben, diskutieren sie auch weniger miteinander.

Ist Perfektionismus auch eine Geschlechterfrage?

In der Tendenz schon. Es gibt aber auch Männer, die Perfektionisten sind. Dass sie es gut machen wollen, ist ja eigentlich positiv zu werten. Aber um im Beruf zu bestehen, reicht es nicht. Studierende sollen hinterfragen: Wie funktioniert etwas in der Praxis? Warum funktioniert es nicht? Was muss ich ändern?

Welche Menschenbilder überwiegen bei ihnen?

Ihr Motto lautet: gut und richtig machen. Es handelt sich dabei oft um Glaubenssätze der Familie. Gesellschaftlich gesehen sind diese Jungen total angenehm. Sie kommen nicht zu aufmüppig daher. In unserer komplexen Welt, mit den grossen Herausforderungen, reicht Angepasstsein aber nicht. Sie müssen sich weiterentwickeln. Es ist wie bei den Noten.

Was haben Studierende mit Noten zu tun?

Eines der besten Argumente zu Noten habe ich kürzlich gelesen: Noten sind erfunden worden in einer Zeit, als die Welt einfacher war, als klarer war, was richtig und falsch ist. Heute in dieser hochkomplexen Welt mit einer Note etwas zu zeigen, ist nicht mehr zeitgemäss. Beurteilung muss sich anpassen. Die Schule muss sich entwickeln, Studierende müssen sich ebenfalls entwickeln. Wir alle müssen das. Bildung wird sich fundamental verändern, mit KI. Wir müssen offen sein und das einsehen. Vielleicht gilt in Zukunft nur ein rudimentärer Lehrplan. Darin steht, dass wir Verlässlichkeit und das Leben in Frieden lernen müssen.

Werden die Studierenden in der Ausbildung fit gemacht, um dann mit der Generation Alpha klarzukommen?

Ich sehe die Generation Alpha nicht so negativ. Die Mühsamen sind eine kleine, extreme Gruppe. In Klassen erlebe ich häufig, dass drei bis vier die Macht von zehn bis fünfzehn Schüler:innen haben. Sie gehören in die Regelschule. Aber die Schule braucht dafür klar mehr Ressourcen. Wir müssen die Lehrpersonen unterstützen, damit sie nicht ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese herausfordernden Kinder richten müssen. Jedes Kind braucht Beachtung und Zuwendung.

Im Seminar «Schule mit Kinderaugen sehen» gehe ich mit den Studierenden dieser Frage nach. Ich will, dass sie sich überlegen, wie die Kinder die Welt, die Schule, die Lehrpersonen sehen. Eine Aufgabe ist zum Beispiel, mit einem Kind SRF-Kids-News zu schauen, zu beobachten, welche Fragen es stellt, und nachzufragen. Der Perspektivenwechsel ist wichtig. Die Schule aus Kinder- und Elternsicht sehen und das Selbstbewusstsein haben, als Lehrpersonen etwas einzufordern. Das hilft.

Angenommen, du könntest die Lehrpersonenausbildung von Grund auf neu gestalten, wie sähe sie aus?

In der Lernpsychologie gibt es den Satz: Lernen ist nur durch subjektive Betroffenheit möglich. Du behältst etwas dann gut, wenn du einen Bezug dazu hast. Es muss herausfordern. Die Ausbildung sollte die Fragen der Studierenden beantworten, auf ihre Betroffenheit eingehen. Wenn sie im Praktikum sind und merken, dass ein Kind eine Matheaufgabe nicht versteht, obwohl sie auf drei verschiedene Arten erklärt worden ist, brauchen sie Antworten von der Fachdidaktik. Wenn eine Klassenlehrerin beeindruckt, wollen Studierende



Etienne Bütikofer ist Dozent (Pädagogik, Sport, Schulleitung), selbstständiger Kursleiter und Coach. Er leitet das Büro für Bildungsfragen.
www.buerofuerbildungsfragen.ch

vielleicht etwas über Classroom-Management wissen. Sie wären so motivierter, der Unterricht wäre spannender.

Also mehr Freiräume in der Ausbildung?

Ja, aber erst dann, wenn die Studierenden die Ernsthaftigkeit des Jobs kennengelernt haben. Der pädagogische Gewinn ist das Kriterium. Sie müssen die Sinnhaftigkeit einsehen, damit sie den Kindern etwas mitgeben können. Studierende sollten mehr ausprobieren können und wollen. Beobachten reicht nicht. Sie müssen handeln und scheitern können.

Fast alle Studierende arbeiten zurzeit in der Schule. Das ist demnach ideal?

Die Zeit fürs Ausprobieren und fürs Reflektieren fehlt ihnen. Auch sind nicht genügend Fachpersonen zum Spiegeln, Besprechen, Begleiten verfügbar. In der Situation des Lehrpersonenmangels sind sie eher überfordert.

Der Lehrberuf ist ein Beziehungsberuf. Verschiedene Menschen orten eine Beziehungsarmut in der Gesellschaft. Du?

Das ist mir zu einfach. Ich unterscheide: Wo haben wir mehr, wo weniger, wo andere Beziehungen?

Mehr Beziehung: Wir sind international in Kontakt online, jederzeit. Wir leben also mehr Beziehung. Klar sind sie oberflächlicher. Man kennt viele Menschen, weiss etwas von ihnen und hat das Gefühl, man sei gut vernetzt.

Weniger Beziehung: Studierende sitzen hinter dem Laptop. Sie führen kaum mehr Kurzgespräche. Als Studierende jassten wir über Mittag, tauschten privat viel aus. Heute, mit online-Seminarbesuchen, asynchronen Online-Vorlesungen, gehen wertvolle analoge Begegnungen verloren. Studieren ist viel anspruchsvoller geworden, was das Selbstmanagement betrifft. Man muss besser planen, diszi-

pliniertes sein. Wir hatten weniger Stoff im Studium, mehr Zeit zum Lesen und Nachdenken. Heute sind die Tage vollgestopft und die Studierenden verbinden das Studium mit Arbeiten, Unterrichten. Sie pendeln öfter respektive wohnen bei den Eltern. Das Studentenleben in Wohngemeinschaften gibt es weniger. Auch aus Kostengründen. Das hat Auswirkungen auf die Beziehungen.

Andere Beziehung: Beziehungen sind oberflächlicher geworden. Die Frage ist: Braucht es überhaupt noch Tiefe? Vielleicht ist das eine altmodische Ansicht. Auch im Kollegium hat Privates, haben Gespräche viel weniger Platz. Weil die Arbeitswelt, die Familienorganisation komplexer geworden ist. Und weil es so einfach ist, Kontakt aufzunehmen. Alles ist schneller geworden. Die Jugend findet es in Ordnung. Sie kennt es nicht anders. Ich frage mich, ob wir Menschen noch genü-

gend Empathie hätten, wenn eine grosse Krise käme. Ob wir noch etwas für andere tun würden. Einfach so.

Kann die Schule die gesellschaftlichen Entwicklungen «kompensieren»?

Das Wir muss besser werden. Unterrichten muss mehr als Wir-Erlebnis empfunden werden. Wir mit Eltern, mit der Schulleitung, mit dem Kollegium, mit den Kindern.

Schule funktioniert am besten dort, wo alle das Gefühl haben, dazuzugehören, zu einer Klasse, zum Projekt. Und wo man ähnliche Haltungen und Visionen hat. Eltern sollen sehen, dass die Schule ein pädagogisch sinnvolles Konzept hat.

Schule funktioniert am besten dort, wo alle das Gefühl haben, dazuzugehören, zu einer Klasse, zum Projekt.

Die Schule soll die Eltern in die Pflicht nehmen, aber auch mit ihnen das Schöne geniessen.

Welche Frage im Zusammenhang mit der Schule möchtest du vor allem beantwortet haben?

Am wichtigsten sind Lebenssinnfragen. Wir müssen fragen: Wie können möglichst viele Menschen in Frieden und gut zusammenleben? Es geht um Fragen, die sich am Leben der Zukunft orientieren, und darum, die richtigen Kompetenzen dafür aufzubauen.

Franziska Schwab

Kinder haben Grundbedürfnisse. Dazu gehören Grenzen.

Dominik Aebersold und Stephan Wolf sind Lehrer im Jugendheim Lory Münsingen – einem Heim für normalbegabte, verhaltensauffällige weibliche Jugendliche – und führen das Kompetenzzentrum für SchemaPädAgogik. Sie sind überzeugt von diesem Ansatz, weil er einerseits auf Beziehung, andererseits auch auf klare Grenzen setzt.

Lehrpersonen sagen uns, dass immer mehr Schüler:innen verhaltensauffällig sind. Nehmen Sie das auch so wahr?

Dominik Aebersold (DA): Wir hatten immer schon Jugendliche mit herausfordernden Verhaltensweisen. Dass Jugendliche mehr psychische Auffälligkeiten zeigen, hat sich sicher verändert. Das ist mit ein Grund, warum wir ein wirkungsvolles pädagogisches Konzept suchten. Die SchemaPädAgogik liefert Antworten auf das Verhalten unserer Jugendlichen.

Stephan Wolf (SW): Hinzu kommt, dass sich die Erziehung verändert hat. Wenn Kleinkinder bei allem mitentscheiden sollen, ist das eine Überforderung. Diese führt zu herausfordernden Eigenarten, z.B. den Anspruch zu haben, überall mitzubestimmen, was mitunter zu Konflikten führt.

DA: Es braucht auch Grenzen, ansonsten führt dies zu einer geringen Frustrationstoleranz. Kinder müssen lernen, ein Nein auszuhalten, mit einem Bedürfnisaufschub umzugehen. Andersfalls reagieren sie bei nicht unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung im Modus «wütendes Kind».

Warum sind Sie überzeugt von der SchemaPädAgogik?

SW: Sie wirkt erwiesenermassen und ist erlernbar. Sowohl für Klient:innen als auch für Anwender:innen. Wird sie wirklich angewendet, zielt sie nicht einseitig auf die Schüler:innen, sondern sie fördert auch die Salutogenese der Lehrpersonen.

DA: Wenn ich die Jugendlichen akzeptiere, wie sie sind, fördert dies die Beziehung. Dies setzt bei den Schüler:innen die Hemmschwelle herauf, den Unterricht zu stören oder die Lehrperson aus dem Konzept zu bringen, weil sie etwas verlieren können. Zu Beginn der Zusammenarbeit versuchen Schüler:innen z.B., uns durch die Aussage zu provozieren: «Warum haben Sie immer eine so hässliche Frisur? Einen Coiffeur sollten Sie sich mit Ihrem Lohn doch leisten können!» Es geht darum, diese Interaktionsstrategie zu erkennen und nicht so zu reagieren, wie sie es erwarten und oft erfahren haben. Dafür hat die SchemaPädAgogik gute Instrumente. Mit der Zeit unterlassen die Jugendlichen die eingeschliffenen Reaktionen, weil sie merken, dass die gewünschte Wirkung ausbleibt und sie mich

Kinder müssen lernen, ein Nein auszuhalten, mit einem Bedürfnisaufschub umzugehen.

als Lehrperson nicht aus der Fassung bringen können. Das Konzept ermöglicht es auch, mit Gruppen zu interagieren und wertschätzend in Beziehung zu bleiben, ohne einzelne Jugendliche blosszustellen.

Wie erreicht man dies?

SW: Indem sich in der SchemaPädAgogik-Weiterbildung die Teilnehmenden zuerst mal selbst kennen lernen. Bei Interaktionen treffen Wahrnehmungsmuster der Schüler:innen – oder eben Schemata – auf die Wahrnehmungsmuster der Lehrperso-

nen. Wer sich nicht auf die eigenen Schemata einlassen kann, hat meist keinen Erfolg.

Im Jugendheim Lory wendet man dieses Konzept also konsequent an...

DA: Ja. Das Jugendheim Lory ist die erste Institution, die versucht, die SchemaPädAgogik in allen Bereichen – Schule, Wohnen und Arbeit – umzusetzen. Da gibt es auch Widerstände. Eigene Ansätze müssen möglicherweise hinterfragt werden. Ein Vokabular muss eingesetzt werden, das nicht nur ressourcenorientiert ist. Auch negative Facetten des Verhaltens werden angesprochen. Wenn diese nicht angeschaut werden, machen die Klient:innen im nächsten Kontext – einer weiterführenden Schule oder Lehre etc. – die gleichen Fehler. Sie müssen lernen, welche Persönlichkeitsausprägungen in der Interaktion Probleme verursachen. Zuerst braucht es eine Auslegeordnung. Und Fragen wie: Warum hast du Probleme im Setting Schule? Warum bist du überhaupt im Lory gelandet? Die Verhaltensweise, die du zeigst, war früher sinnvoll, vielleicht sogar überlebenswichtig, im Hier und Jetzt nicht mehr. Hier bringt sie nur Probleme. Im alten Setting war sie wichtig, eine Ressource für dich. Hier ist die Situation anders und die Bezugspersonen verhalten sich nicht mehr gleich. Also kannst du dir neue Verhaltensweisen aneignen.

SW: Im Modus «aggressiver Beschützer» – das heisst, wenn eine Schüler:in laut wird, jemanden beschimpft usw. – hält sie/er das Gegenüber auf Distanz. Es gibt Situationen, in denen dies sehr sinn-

Die SchemaPädAgogik ist ein pädagogischer Ansatz für den Umgang mit herausfordernden Situationen mit Kindern, Jugendlichen (oder auch Erwachsenen). Die Methode fokussiert sich einerseits auf die ressourcenorientierte Entwicklung der Kinder und Jugendlichen, andererseits auf die Beziehung und die Interaktion zwischen den Schüler:innen und den Lehrpersonen. Mit diesem Ansatz können Triggerpunkte erkannt und kann den Reaktionsmustern alternativ begegnet werden. Die SchemaPädAgogik wirkt sich stressreduzierend auf alle Beteiligten aus. Erziehungsarbeit ist Beziehungsarbeit.

Mehr Informationen zur SchemaPädAgogik:

<https://kospa.ch/was-ist-schemapaedagogik/>

voll sein kann. Etwa abends im Ausgang. Wenn ich dieses Verhalten gegenüber einer Lehrperson zeige, die gesagt hat, dass ich etwas nicht darf, ist es der falsche Moment. Die Jugendlichen müssen differenzieren lernen. Das zeigen wir ihnen auf.

Wie reagiert eine Fachperson, die sich in der SchemaPädAgogik auskennt, auf die Aussage einer Schülerin: «Das mache ich nicht – ich habe keinen Bock!»

DA: Diesem Verhalten liegt der «distanzierte Beschützer-Modus» zugrunde. Die Schülerin schützt sich vor negativen Gefühlen. Je nach Aufgabe, die sie bewältigen sollte, versucht sie, diese zu umschiffen, und sagt vielleicht: «Ich habe noch nie einen schlechteren Mathelehrer gesehen.» Sie spielt die Coole, ist aber sehr verletzlich, hat grosse Angst, zu versagen. Wir machen die Erfahrung, dass wir Muster durchbrechen können, wenn wir nicht auf der sichtbaren, sondern auf

der darunterliegenden Ebene interagieren und etwa fragen: Was macht dir Kummer, wovor hast du Angst? Die Schüler:innen erwartet möglicherweise, dass wir laut werden, sie rausschicken, strafen. Häufig mit Druck, indem z. B. ein Elterngespräch angedroht wird.

Wie reagiert die Jugendliche dann?

DA: Sie korrigiert mich vielleicht und sagt: Ich bin einfach «hässig». Der Druck geht dadurch oft weg. Sie fühlt sich ernst genommen. Sie merkt, dass mich der Mensch interessiert, der hinter dem Verhalten liegt. Es kann auch sein, dass die Schülerin weiterhin verweigert, weiterhin den «Null-Bock-Modus» zeigt. Dann ist wohl unsere Beziehung noch zu wenig gut. Eine Woche, einen Monat lang. Irgendwann beginnt der Widerstand zu bröckeln. Das muss eine Fachperson aushalten können. Es kann sein, dass eine Schülerin mit mir nie warm wird, aber

mit Stephan schon. Dann kann Stephan irgendwann sagen: Herr Aebersold ist im Fall voll in Ordnung.

Alle an der Schule haben also das gleiche Mindset.

DA: Genau. Auch ist es zentral, Aussagen, Provokationen nicht persönlich zu nehmen. Ich triggere im Gegenüber etwas. Evtl. erinnere ich an jemanden, was subito etwas Negatives auslöst. Immer wieder ein neues Beziehungsangebot machen, auch wenn ich zurückgewiesen werde, darum geht es.

SW: Eine in SchemaPädAgogik ausgebildete Fachkraft kontrolliert bewusst die Bewältigungsmodi und reagiert v. a. aus dem «Modus des gesunden Erwachsenen» heraus. Das wirkt.

DA: Unsere Jugendlichen haben häufig schlechte Beziehungserfahrungen, vertrauen grundsätzlich niemandem über 25.

Dominik Aebersold und Stephan Wolf sind SchemaPädAgogik-Lehrtrainer, Erwachsenenbildner und Lehrer im Jugendheim Lory, Münsingen. Sie leiten das Kompetenzzentrum für SchemaPädAgogik KoSPA.



Es ist unser Auftrag, mit ihnen einen Prozess zu durchlaufen, damit sie irgendwann vertrauen können. Wir geben Gegensteuer, stellen uns, wir geben Chancen, allen. Wir kennen die Schemata unserer Jugendlichen. Das ermöglicht es uns, ihnen anders und mit Mitgefühl zu begegnen. ohne Best-Friend sein zu müssen.

SW: Wir haben viel Geduld. Wir nehmen auch kleine Fortschritte wahr und benennen diese.

Wir geben Gegensteuer, stellen uns, wir geben Chancen, allen.

Überall ploppen Methoden auf, um Verhaltensauffälligkeiten zu begegnen. Sie werden auch clever vermarktet. Warum ist gerade die SchemaPädAgogik geeignet?

DA: Viele Modelle verlieren die «Leisen und Ruhigen» aus dem Blick. Wir haben viele Jugendliche, die Unterwerfer-Tendenzen haben und als Mitläuferinnen mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Bei uns sind sie nicht so problematisch, gefährden sich selbst aber massiv. Wir sehen das Potenzial in den schwierigen Verhaltensweisen. Es geht darum, die gesellschafts-unverträglichen Aspekte abzulegen resp. diese so zu kultivieren und zum Nutzen für das Leben zu machen.

Wie erklären Sie den Jugendlichen ihre Verhaltensweisen?

DA: Wir stellen bestimmte Persönlichkeitsaspekte visuell, gestützt auf normierte Evaluationen, dar. Ein paar Aspekte sind stark ausgeprägt, andere schwach.

Wir benennen die «problematischen» Verhaltensweisen konkret. Die Jugendlichen merken jedoch, dass sie als Person in Ordnung sind, sich aber einzelne Aspekte noch positiv entwickeln können. Nicht meine Person als Ganzes ist in Frage gestellt, es geht aber darum, für die herausfordernden, für die im Sozialen «kostenintensiven» Verhaltensweisen Alternativen zu erarbeiten und zu üben.

SW: Jeder Aspekt der eigenen Persönlichkeit hat Vor- und Nachteile. Eine Reinigungskraft im Operationssaal muss Perfektionismus leben, Kontrolleurin sein. Wenn ich andere dauernd kontrolliere, ist das suboptimal und tangiert die Interaktion.

Franziska Schwab

Ich will – und zwar jetzt!

Prof. Dr. Margrit Stamm hat sich mit mangelnden emotionalen Kompetenzen und deren Folgen im Vorschulalter befasst. Das Dossier ist im Netz frei zugänglich.

Prof. Dr. Margrit Stamm schreibt in ihrem Dossier «Ich will – und zwar jetzt!», dass «nicht wenige» Kinder emotional retardiert seien. Und das sei fatal, denn die Forschung belege: «Schul-, Berufs- und Lebenserfolg hängen nicht primär von einem hohen Intelligenzquotienten und vielen Förderkursen ab, sondern ebenso vom Ausmass der emotionalen und sozialen Kompetenz.» Gemäss wissenschaftlichen Erkenntnissen ist «die Förderung emotionaler Kompetenzen nicht nur Grundbedingung für den Wissenserwerb, sondern auch für das gesunde Aufwachsen der Kinder». Wer das eigene Verhalten und die Gefühle regulieren könne, bewältige Herausforderungen des Lebens erfolgreicher.

Frustrationstoleranz statt Überbehütung

Klar ist für Stamm, dass es zwischen mangelnder emotionaler Kompetenz und Verhaltensauffälligkeiten einen eindeutigen Zusammenhang gibt. «Die Fähigkeit zum Bedürfnisaufschub ist eine der wichtigsten Entwicklungsaufgaben in der menschlichen Sozialisation. Dazu gehört auch, eine unangenehme Situation über längere Zeit auszuhalten. Demzufolge lohnt es sich, bereits im Vorschulalter das Aufschieben von Bedürfnissen einzuüben», schreibt sie. Dass Kinder emotionale Kompetenzen wie Frustrationstoleranz nicht mehr so gut ausbilden, hat Gründe. Z.B.: «Überbehütung, die oft mit partnerschaftlichen Erziehungsstilen einhergeht, spielt dabei eine wesentliche Rolle.»

Freies Spiel und Freundschaften

Als die zwei wichtigsten Schutzfaktoren für die Ausbildung von Frustrationstoleranz nennt die Wissenschaftlerin das freie Spiel und Freundschaften mit anderen Kindern. Qualitativ hochstehende familienergänzende Betreuung und der richtige Umgang mit Gefühlen in den Familien gehören ebenfalls dazu. Sie ortet

zwei wesentliche Erziehungsfehler: «Problematisch ist, wenn Eltern den negativen Emotionen mehr Aufmerksamkeit schenken als den positiven.» Und: «Überdosierte Anerkennung macht Kinder schwach. Man muss Kinder für das Richtige loben.» Der Weg zur emotional-sozialen Erziehung beginne bei den Müttern und Vätern selbst und bei ihrem selbstkritischen Blick in den Spiegel. Eltern sollten erkennen, dass ihr Modellverhalten wichtig ist. Das gilt übrigens für alle Erwachsenen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten – und eigentlich auch für alle anderen.

Stamm schreibt weiter: «Schulerfolgreiche Kinder haben eine gute Selbstkontrolle und Frustrationstoleranz sowie ein hohes Durchhaltevermögen. Sie sind anstrengungsbereiter, lassen sich durch Enttäuschungen nicht wesentlich lähmen oder behindern und können mit einem Belohnungsaufschub umgehen. Dabei lernen sie auch, Dinge für sich selbst zu tun, ohne dass die Eltern immer vorschreiben, was und wie dies zu tun ist.»

Verstärkung auffälligen Verhaltens

Manchmal würden Verhaltensauffälligkeiten von pädagogischen Fachkräften verstärkt, indem sie problematisches Verhalten mit Aufmerksamkeit und Zuwendung belohnen. Damit erhöhten sie die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von auffälligen Verhaltensweisen, und es entstehe ein Teufelskreis.

Im Dossier ist auch zu lesen, dass die momentane Situation in den Schulen mit Lehrpersonenmangel und häufigem Personalwechsel negative Folgen habe. «Häufig wechselndes Personal kann ebenfalls zu Verhaltensauffälligkeiten beitragen. Gleiches gilt, wenn das pädagogische Programm dauernd ändert und es nicht an die Fähigkeiten der Kinder angepasst wird. Fühlen sich Kinder z.B. gelangweilt, bewegungsmässig eingeeignet und ungenügend gefordert (manchmal ist dies bei

den ältesten Kindern in der Gruppe der Fall), fangen sie an, herumzutoben, aggressiv zu werden, zu provozieren oder sich zurückzuziehen.»

Im Alltag üben

Stamm rät Eltern, die emotionalen Kompetenzen im Alltag zu stärken, durch Selbstkontrolle und Alltagspflichten der Kinder. «Fördern können sie dies durch regelmässige Ämtli wie den Tisch decken, den Abfall hinausbringen, die Schuhe putzen, die Spülmaschine ausräumen oder mit dem Hund spazieren gehen. Im Zentrum steht dabei die Strategie, nach und nach kleine Aufgaben zuzuteilen und die Erfüllung dieser Pflicht nicht zu diskutieren.» Wichtig sei, «dass sie dem Kind nicht jeden Wunsch erfüllen, obwohl dies stressig werden kann». Stamm rät, Gesellschaftsspiele zu spielen, aber die Regeln nicht zu verändern oder auch die ältere Schwester nicht mogeln zu lassen, nur um dem Kind Enttäuschungen zu ersparen. Und sie empfiehlt: zuzulassen, dass das Kind bei einem Wettrennen mit anderen Kindern bei den letzten ist, zu ertragen, wenn es beim Loseziehen nur Nieten bekommt. Oder: auch einmal kritisch sein. «Das bedeutet etwa, dass die Eltern bei einer schnell erledigten Aufgabe mehr Genauigkeit verlangen.» Der wichtigste Rat an Eltern ist jedoch der: «Weg mit zu viel Lob. Überdosierte Anerkennung macht Kinder schwach.» Wirklich neu sind diese Erkenntnisse wohl für die meisten nicht. Aber vielleicht ist es gut, sie wieder mal, wissenschaftlich fundiert, zu lesen.

Franziska Schwab

Dossier von Prof. Dr. Margrit Stamm:

<https://margritstamm.ch/images/Dossier%20%20Ich%20will%20und%20zwar%20jetzt%20def%20.pdf>













LCH.ch/dienstleistungen/mitglieder

Vergünstigungen für LCH-Mitglieder



#jetztprofitieren

Wir sind Partner.

Profitieren Sie als Mitglied des LCH von 15% Prämienrabatt auf die Spitalzusatzversicherung dank der Partnerschaft mit Visana.

Beantragen Sie bis zum **31.12.2024** eine Offerte oder einen Beratungstermin und Sie erhalten von uns als Dankeschön einen Coop-Gutschein im Wert von CHF 30.–





Jetzt QR-Code scannen und profitieren
www.visana.ch/kollektiv/lch
 Telefon 0848 848 899





creaviva

KUNST & NATUR

Wovon träumen Pflanzen?

Im Schulworkshop erforschen wir den kreativen Umgang mit Gestaltungsmitteln und wenden uns der Natur zu, die unsere grosse Inspirationsquelle für das künstlerische Gestalten im Atelier ist!

Schulworkshop Kunst & Natur
Zyklus 1-3, 10.-13. Klasse
Lernende
2-6 Stunden
ab CHF 280

Auskünfte und Reservationen:
Sekretariat Creaviva
creaviva@zpk.org
+41 31 359 01 61

www.creaviva.org



Zentrum Paul Klee
Kindermuseum Creaviva

Monument im Fruchtländ 3
3006 Bern
creaviva@zpk.org
www.creaviva.org
+41 (0)31 359 01 61